

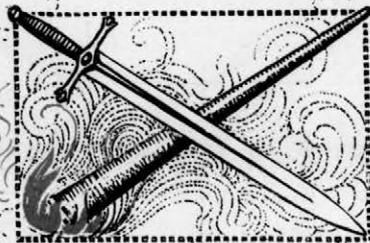
# Der europäische Krieg

und der Weltkrieg  
historische Darstellung  
der Kriegsergebnisse von 1914-

Von

Andreas Hemberger

Mit vielen Illustrationen, Karten und Plänen



**A. Hartleben's Verlag**

Wien und Leipzig

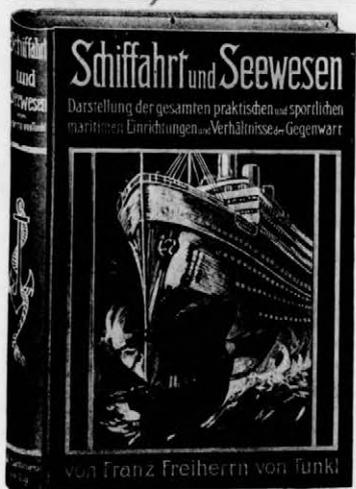
(Alle Rechte, auch das der Übersetzung vorbehalten)



# Die besten Werke



aus A. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig



## Schiffahrt und Seewesen

Darstellung der gesamten praktischen und sportlichen maritimen Einrichtungen und Verhältnisse der Seegenwart.

Von

Franz Freiherrn von Funkl.

Mit 370 Abbildungen und 3 Karten. 28 Bogen. Groß-Oktav.  
In Originalband 24 K — 20 M.

Mit diesem Werke verfolgt der Verfasser den Zweck, für die praktischen und sportlichen maritimen Einrichtungen und Verhältnisse das Interesse weiterer Kreise zu erwecken und Anregung zu tieferem Eindringen in die so hochinteressanten und wissenswerten Disziplinen der Nautik zu geben, über die jeder Gebildete orientiert sein muß.

## Leitfaden der Luftschiffahrt u. Flugtechnik

Von Dr. Raimund Nimführ,

em. k. k. Universitäts-Badjunkt an der Zentral-anstalt für Meteorologie und Geodynamik.

Zweite, vermehrte u. verbesserte Auflage. Mit 338 Abbildungen. 34 Bogen. Groß-Oktav. In Originalband 15 K — 13 M. 50 Pf.

Die erste Auflage dieses Werkes war nach weniger als Jahresfrist vergriffen. Diese freundliche Aufnahme dürfte wohl nicht zum geringsten Teile darin ihren Grund haben, daß der Autor es verstanden hat, die schwierigsten Probleme in einfacher, anschaulicher und auch anregender Form darzustellen, was er auch in der zweiten Auflage feithielt.

A. Hartleben's

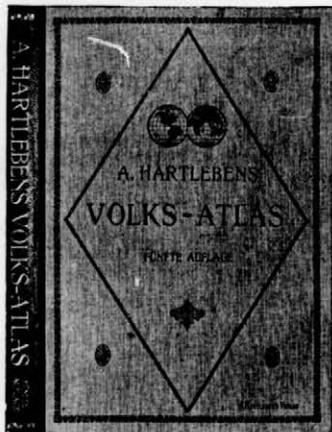
## Volks-Atlas

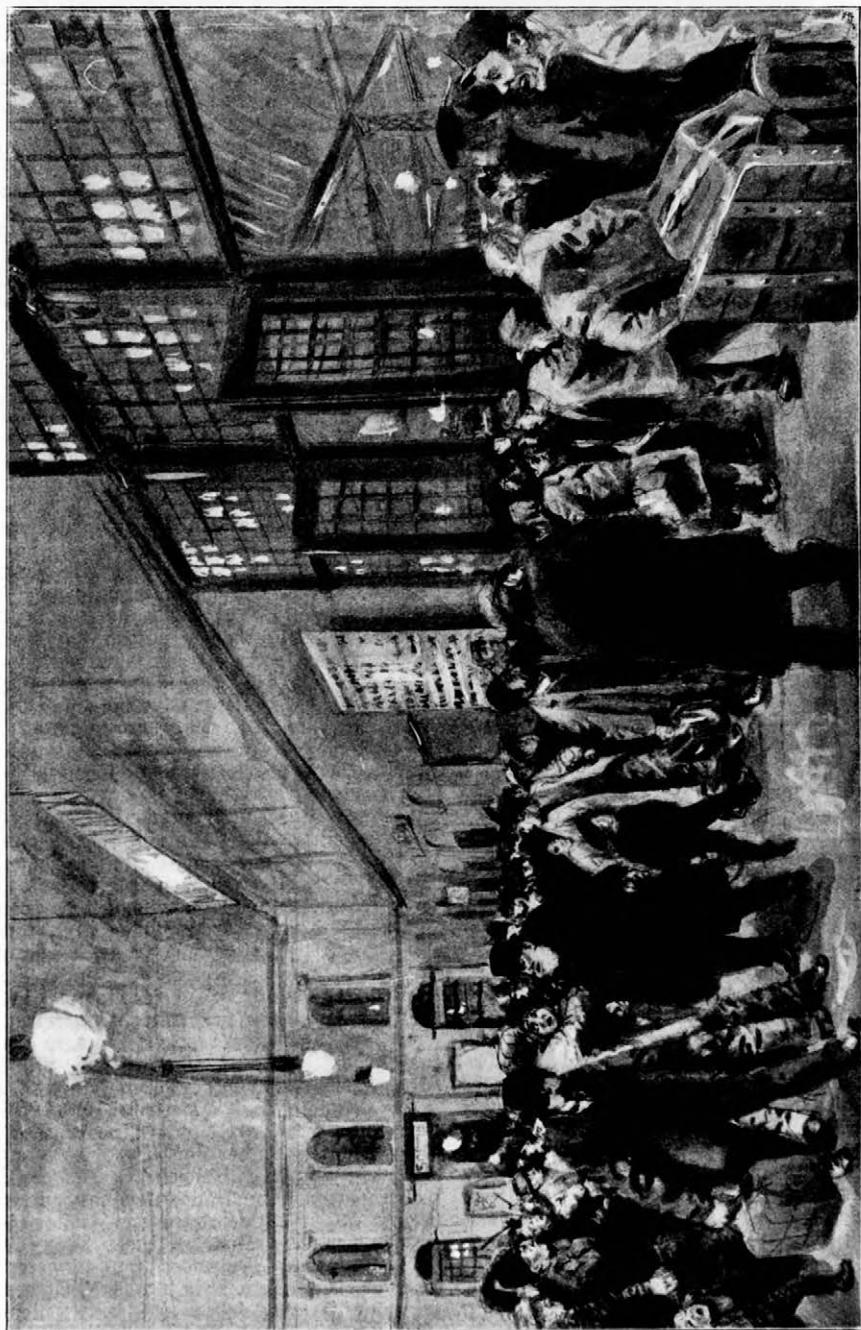
86 Hauptkarten und 84 Nebenkarten in 125 Kartenseiten.

Groß-Folio-Format. Mit erläuterndem Text und alphabetischem Namen-register. Fänte, vollkommen umgearbeitete und erweiterte Auflage.

In Halblederband 18 K — 15 M.

Der »Volks-Atlas« ist in vielen Familien Erbgut geworden, ein Beweis für seine Volkstümlichkeit. Er ist ein treuer Berater in allen geographischen Fragen, wie sie bei der Zeitungslektüre, während der politischen Unterhaltung usw. auftauchen.





Deutsche, Österreicher und Ungarn auf dem Pariser Nordbahnhof, um über Belgien nach Deutschland zu gelangen.

Nach einer Originalzeichnung von N. Zacher.

„Am 3. August wurde das Hotel, in dem wir wohnten, plötzlich von den Gästen verlassen. Auch die anderen Badegäste trachteten, eiligst von Wembagne fortzuziehen. Es herrschte eine förmliche Panik infolge von unkontrollierbaren Gerüchten über die Verschlimmerung der politischen Lage. Wir glaubten nicht an die Richtigkeit dieser Gerüchte und wollten zunächst noch bleiben, als aber schon am nächsten Tage die Verhältnisse als höchst gefährlich geschildert wurden, entschlossen wir uns zur Abreise.

Die belgischen Zeitungen, namentlich „Ctoile Belgique“, sowie die einlangenden französischen Zeitungen hatten schon seit acht Tagen die übertriebenen Gerüchte verbreitet und in deutschfeindlicher Agitation das Unglaublichste geleistet. Als uns nun gesagt wurde, daß es schwer sein werde, später noch über die Grenze nach Deutschland zu kommen, reisten wir zunächst mit der elektrischen Bahn nach Ostende. Auf dem Bahnhofe herrschte bereits ein ungeheures Getriebe von Deutschen, die aus allen umliegenden Badeorten zusammengeströmt waren, und da erkannten wir den Ernst der Situation. Wir wollten nach Brüssel, dann am anderen Tag über die deutsche Grenze. Da man uns über die Reise schlecht informiert hatte, versäumten wir die Umsteigerung in Mecheln und fuhren notgedrungen nach Lüttich.

Auch hier hörten wir die unkontrollierbaren Gerüchte, konnten aber wahrnehmen, daß die Bevölkerung uns gegenüber eine feindselige Haltung einnahm. Wir gaben unsere Gepäcksstücke auf dem Bahnhofe ins Depot und trachteten, ein Hotel zu finden. Ein Hotelpartier sprach uns heimlich in deutscher Sprache an und fragte, ob wir in ein deutsches Hotel wollten. Wir nahmen an, merkten aber, daß sogar die Bahnhofbeamten uns kontrollierten, und hörten, wie ein uniformierter Beamter mit dem Hinweis auf uns sagte: „Loups allemands“.

Der Portier ermahnte uns, nicht mehr Deutsch zu sprechen, Wagen war keiner aufzutreiben, aber wir konnten noch mit der elektrischen Bahn in das Hotel de Suede gelangen, das zwar einem Belgier gehört, dessen Personal jedoch durchweg aus Deutschen bestand. Im Hotel waren fast gar keine Gäste. Der große Speisesaal war verödet, weshalb wir in einem anderen Restaurant essen wollten. Dort fragte man uns, ob wir bares belgisches Geld hätten. Als wir dies verneinten, wurden die bereits servierten Speisen wieder weggenommen und wir mußten fortgehen. Im Hotel sagte man uns, daß dieser Versuch ein Wagstück gewesen sei, wir täten am besten, uns nicht auf die Gasse zu rühren.

In der Nacht gegen 2 Uhr wurde mein Mann durch Detonationen geweckt. Er glaubte,

es seien dies Sprengschüsse, die in den nahegelegenen Bergwerken vorgenommen werden, um so mehr, als sie sich in gewissen, fast regelmäßigen Zwischenräumen wiederholten. Beim Frühstück erfuhren wir dann, daß die Belgier zweihundert Häuser in der Umgebung der Stadt in die Luft gesprengt hätten, um für die anrückenden Gegner die Gelegenheit zu Deckungen aus dem Wege zu räumen.

Gleichzeitig teilte man uns mit, daß die Züge nicht mehr regelmäßig verkehren. Wir trachteten, den Zug nach Verviers zu erreichen. Mit großer Mühe gelang es dem Hotelier, einen Einspänner aufzutreiben. Als wir aber zur Bahn fuhren, durch ein dichtes Spalier von Menschen, die uns feindslich gegenübertraten, und zwischen einem förmlichen Wagenpark von Kanonen durch, kam uns der Hotelpartier nach, rief uns zu, wir sollten umkehren, es gehe heute kein Zug mehr. Im Hotel fanden wir noch Deutsche, die auch alle fort wollten. Wir entschlossen uns, irgendwo um jeden Preis ein Auto aufzutreiben, das uns über die Grenze bringen sollte.

Als unser Wirt nach längerem Bemühen ein Auto brachte, erschienen plötzlich zwei Polizisten im Hotel und erklärten, daß alle Deutschen binnen zwei Stunden Lüttich zu verlassen haben. Kaum hörte das der Chauffeur, so fuhr er, ohne ein Wort zu reden, fort und wir standen ratlos da, weil uns die Polizisten auf die Frage, wie wir das Fortkommen bewerkstelligen sollten, keine Antwort gaben und nur höhnisch lachten. Schließlich entschlossen wir uns, auf irgendeinen Bahnhof zu kommen und dort zu bleiben. Auf dem Bahnhofe hieß es, der Verkehr sei eingestellt. Ein plämischer Zeitungsverkäufer zog uns auf die Seite und zeigte uns ein in einem Winkel angehängenes, mit Tinte geschriebenes Blatt, in dem es hieß, daß von der Gar du Palais auf der Place Saint Lambert ein Zug an die holländische Grenze gehen werde.

Wir hatten nur noch eine halbe Stunde Zeit, keine Ahnung, wo dieser Bahnhof ist, und kein Gefährt. Ein vorüberfahrender deutscher Herr, der uns kannte, winkte uns und nahm uns in seinem Wagen zum Bahnhofe mit. Dort waren schon 3000 Menschen versammelt, darunter Arbeiter aus Frankreich und Belgien, hochschwangere Frauen mit Kindern, Saal und Bad. Endlich kam der Zug. Ein paar Waggons, in denen man kaum den zehnten Teil der Leute unterbringen konnte. Die Waggons wurden gestürmt. Wir kletterten durch das Fenster hinein, irgend jemand reichte meinem Mann einen Säugling, dessen Mutter erst nach längerer Zeit zum Vorschein kam. Wir standen dicht gepreßt, einzelne Frauen saßen auf den Knien der Männer.

Entsetzlich war das Geschrei jener, die zurückbleiben zu müssen glaubten. Endlich gelang es einem deutschen Konsulatsbeamten, für diese einen zweiten Zug zu erwirken. Wir fuhren bis Lanaeten, dort hieß es: „Alles aussteigen und zu Fuß über die Grenze.“ Die Bewohner weigerten sich, auch gegen hohe Bezahlung, das Handgepäck zu tragen. Wir wurden unter die Bewachung von Gendarmen gestellt und in anderthalbstündigem Marsche ging es zu den Grenzsteinen in der Nähe von Maastricht. Auch da dauerte es wieder anderthalb Stunden, bis wir zum Bahnhofe kamen. Aber wir waren wenigstens von Leuten umgeben, die uns freundlich entgegenkamen. Es wurde uns Milch und Fleisch gereicht, die Kinder wurden versorgt, so daß wir uns beim Verlassen der Stadt veranlaßt sahen, an die Königin Wilhelmine ein Danktelegramm zu richten.

Der Zug führte uns bis Simpelveld an die deutsche Grenze und von da kamen wir in drei Stunden nach Aachen und von dort nach Köln.“

Auch Antwerpen, die vornehme, ruhige Stadt, blieb hinter Brüssel und Ostende kaum zurück. Ein Augenzeuge erzählt:

„Die Stimmung in Antwerpen war in den letzten Wochen verschiedenartig. Die französischen Blätter in Antwerpen fielen fürchtbar über Deutschland her, sogar die Antwerpener „Chronique“, welche sonst vlämischfreundlich und das heißt auch immer ein wenig deutschfreundlich ist. Ganz gemein benahm sich natürlich der „Etoile Belgique“. Das Antwerpener „Handelsblad“, das Organ der vlämischen Kaufmannskreise, hielt sich neutral, die klerikale „Gazet van Antwerpen“ schimpfte gegen uns. Entschieden deutschfreundlich war aber die „Nieuwe Gazet“, welche unter anderem jagte: „Wenn das Geld vom Juliusturm erst einmal im Rollen ist, so wird es nicht aufhören, bis der Sieg erungen ist.“ In der letzten Woche wurde die Sache kritischer: Am Dienstag, 28. Juli, wurden plötzlich zwei Jahrgänge Soldaten einberufen, gleich darauf, am Donnerstag, 30. Juli, fünf Jahrgänge und am Samstag, 1. August, alle Jahrgänge bis 1900, am Montag, 2. August, auch die Jahrgänge 1899 und 1898. Es kamen die tollsten Gerüchte. In Moll wollte man schon die deutschen Ulanen gesehen haben, am Montag, 3. August, kam die Nachricht, daß die Deutschen gegen Lüttich vorrückten. Daraufhin brach die deutschfeindliche Stimmung durch, aber eigentlich nur beim Vöbel; die ruhigen vlämischen Kreise hielten sich durchaus zurück. Die französischen Zeitungen logen drauf los. Sie machten beispielsweise aus einem Telegramm: Carabiniers Milmort, was heißen sollte, daß die Carabiniers in Milmort stehen: Carabiniers mille morts, das heißt:

1000 Karabinieri (von den Deutschen) getötet. Darauf brach eine Volkswut des niederen Volkes aus.

Der Radau begann am Montag abend. Es wurden alle deutschen Cafés zerschlagen, sogar das größte Hotel Antwerpens, das Hotel Weber, wurde nicht geschont; der Besitzer ließ mit Farbe auf die Fenster Scheiben malen: „Hospitaal“, da er schnell seine Zimmer der Regierung für die Bewundeten zur Verfügung stellte. Weber selbst hielt sich längere Zeit im Keller seines Hotels versteckt. Als ihn die rasende Menge nicht fand, räumerten sie Webers Haus mit Schwefel aus, und infolge der beißenden Dämpfe wurde Weber von heftigem Husten befallen; jetzt war sein Versteck verraten, man holte ihn aus dem Keller und ermordete ihn.

Gänzlich vernichtet sind die Flora, der Katskeller und das Restaurant Westfalia; fürchtbar ausgeplündert sind auch die am Wasser (Schelde) liegenden deutschen Matrosenkneipen. Hier wurde alles zerschlagen und die wertvollen Orchesterinstrumente und Klaviere in die Schelde geworfen. Natürlich wird ein solches Betragen von allen besseren Leuten verurteilt. In meiner Umgebung haben mich die kleinen vlämischen Ladenbesitzer überall freundlich unterstützt und mir zur Flucht verholfen, indem sie mir deutsches Geld brachten. Im allgemeinen hat man vor den Deutschen die größte Achtung, um nicht zu sagen Furcht. Einer sagte mir: Die Deutschen sind wie ein glühendes Eisen, wohin es stößt, da geht es durch. Am Mittwoch wurden wir aufgefordert, binnen einer Stunde Antwerpen zu verlassen. Und nun begann eine traurige Flucht. Ich mußte alles zurücklassen an Waren und an Geld. Die Holländer nahmen unterwegs uns überaus liebevoll auf.“

Wie schwer hat Belgien, das irreführte, für diese und spätere Ausschreitungen büßen müssen! Aufgehört durch eine im Solde Frankreichs und Englands stehende Presse, mißleitet und durch Lügen zum Deutschenhaß aufgestachelt durch die Behörden, hat das belgische Volk sich zu Scheußlichkeiten hinreißen lassen, wie sie während der Balkanriege nicht oder nur selten zu verzeichnen waren, eine Schuld auf sich geladen, die bittere Sühne forderte.

### Die Ausschreitungen in Frankreich.

Aber auch Frankreich, das nach eigenem Dafürhalten kulturell am höchsten stehende Land, verlor in den ersten Augusttagen die Herrschaft über sich selbst. Daß die wehrfähigen Deutschen, Österreicher und Ungarn zusammengefangen und interniert wurden, dagegen läßt sich natürlich nichts sagen. Die Behandlung der Gefangenen allerdings ließ alles zu wünschen

übrig. Daß aber auch Nichtwehrfähige, Frauen, Greise und Kinder, die das Unglück hatten, vom Kriegsausbruch in Frankreich überrascht zu

erlebt hat, entwirft ein anschauliches Bild über die Hast, mit der die Ausländer aus Paris abzureisen gezwungen waren:



Der deutsche Botschafter wird auf dem Wege zum französischen Ministerpräsidenten von Pariser „Tamen“ belästigt.

werden, in der brutalsten Weise mißhandelt wurden, wirft ein schlimmes Licht auf die Kultur Frankreichs. Hören wir, was Augenzeugen über die Ereignisse erzählen.

Ein Deutscher, der die letzten Tage vor Kriegsausbruch in der französischen Hauptstadt

Fremden. Alle österreichisch-ungarischen Staatsangehörigen und alle Deutschen sollten Frankreich bis zum Abend des 2. August verlassen. Wer erst am 3. August abreisen wolle, bedürfe einer Erlaubnis des Präsidenten. Wer in Frankreich bleiben wolle, müsse sich in ein Departement des Innern unter Polizeiaufsicht begeben. Die Alpen, die Pyrenäen,

Am Dienstag, 28. Juli, war erkennbar, daß der Telegraphenverkehr mit dem Ausland in Unordnung geriet; es schien, daß die Telegramme irgendwo eine Zeitlang angehalten wurden. Am Donnerstag, 30. Juli, waren alle nach Deutschland führenden Telegraphenleitungen außer Betrieb gesetzt; nur die Linie von Paris nach Frankfurt a. M. arbeitete noch. Am Freitag blieb auch die Post aus; zuerst verlagerte der Postdienst auf der Ostbahn nach Straßburg, Belfort und der Schweiz. Am Samstag, 1. August, kurz nach 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr nachmittags, bogen zwei Cooptische Autos, stark besetzt, von der Place de la Concorde in die Champs Elysées ein. Die Insassen schwenkten die Hüte, riefen: Vive l'armée! und verkündeten durch Zuruf, daß die Mobilmachung angeordnet sei. Vor den Postanstalten waren handschriftliche Kundmachungen angeschlagen: Die Mobilmachung sei befohlen. Die Leute drängten sich davor.

An der Ecke der Rue Saint Honoré und Rue Royale stehend, wo ich noch am Mittwoch dem Einzuge des Präsidenten Poincaré zuschaute, der sehr frisch und von der Seelust gebräunt aussah, sah ich die ersten Kundgeber herankommen. Eine Menge von etwa 300 jungen Leuten, an ihrer Spitze ein Infanterist in Uniform, die französische Fahne schwenkend, zog jubelnd am Marineministerium vorüber und stellte sich vor dem blumengeschmückten Denkmal der Stadt Straßburg auf. Die Musik spielte; viel Rebellärm. Auf der Place Vendome stellte sich ein anderer Zug, voran Soldaten mit der Fahne, vor der Säule auf, wo das Standbild Napoleons I. herabblitzte. Die Musik spielte; die Redner sprachen von der Schlacht bei Jena. Bald darauf eine andere Kundgebung: ein Zug, an dessen Spitze ein Soldat die Fahne trug, zog an dem Denkmal der Jeanne d'Arc auf der Place de Rivoli vorüber, und laut erklang der Ruf: A Berlin!

Gegen 10 Uhr erschienen am Palais Royal, an den Eingängen des Tuileriangartens, an den Mairien (Bezirksbürgermeisteren) und sonst große Anschlagzettel über die Ausweisung der

die Mittelmeerküste, überhaupt alle von Fremden besuchten Erholungsstätten seien gesperrt. Wer am Abend des 3. August noch nicht abgereist sei, müsse sich auf der Polizei melden. Diese werde alle zurückgebliebenen Deutschen und Österreicher unter Polizeiaufsicht in ein Departement des Innern (in die Normandie, die Bretagne oder an die spanische Grenze) schicken, wo sie untergebracht und ernährt würden; sie könnten aber zur Arbeit angehalten werden. Angesichts der Stimmung der amtlichen Kreise und der Ortsbehörden keine angenehmen Aussichten für die von der Maßregel Betroffenen. Alles drängt zur Abreise; das Abreisefever dehnt sich auf Amerikaner und Engländer aus, denn auch ihnen steht Beschränkung der Bewegungsfreiheit in Aussicht.

Gegen 7 Uhr war ich auf der österreichisch-ungarischen Botschaft, deren Gebäude von einem starken Polizeiaufgebot bewacht wurde. Es war schon bekannt, daß der Verkehr mit allen Ländern ungemein erschwert, daß die eisen-losbrünnische wie die Schweizer Grenze unbetretbar seien. Schon am Samstagmorgen hatten über hunderttausend Menschen den Lyoner Bahnhof belagert; alle suchten nach der Schweiz, und als die schweizerische Grenze bald geschlossen wurde, über Lyon-Marseille nach der Riviera zu entkommen. Die spanische Grenze war schon nicht mehr zu erreichen. Der österreichisch-ungarische Botschafter war zu der Zeit am Quai d'Orsay. Im Hofe der deutschen Botschaft, 78, Rue de Lille — die Eingänge zu der Straße an der Rue de Solferino und am Boulevard Saint Germain wurden seit Wochen unauffällig von Polizisten bewacht — sah man viele Reichsangehörige, Herren und Damen, die sich nach Gelegenheiten und Erfordernissen zur Abreise erkundigen wollten. Der Leiter der Botschaftsstanzlei, Geheimrat Thielenmann, und ein großer Teil des Personals des Konsulats weilen am Nordbahnhof, um Fahrkarten für die unbemittelten Deutschen zu lösen und sie „hausenweise“ zu verteilen. Der Generalkonsul erteilte den Bescheid: „Gehen Sie sofort zum Nordbahnhof, aber ohne Koffer. Gepäc wird nicht befördert. Morgen früh gehen nur noch zwei kleine Züge bis an die belgische Grenze; dann ist wahrscheinlich Schluß.“

Im Hotel weiß ich zwei Freunde aus Berlin; sie wollten bis Montag bleiben. Ich hatte ihnen die Tatsache der Mobilmachung gemeldet; jetzt mußte ich ihnen den Rat zur Abreise übermitteln. Ihr Entschluß war schnell gefaßt. Die Koffer blieben im Hotel. Im letzten Augenblicke baten zwei deutsche Damen, mitgenommen zu werden. Ein Auto wurde bestellt; schon nach fünf Minuten waren wir am Nordbahnhof. Dort wogte eine Menge, die man zum wenigsten auf 5000 Menschen schätzen mußte: Männer und Frauen aller sozialen und Altersklassen, Mütter mit den kleinen Kindern auf dem Arm, die Männer Pakete schleppend. Ein Drängen, Stoßen, Wortgewirr, auch Jank hier und da. Im Innern des Bahnhofes eine erstickende Luft. In diesem atembeklemmenden Gewühl gelangten wir Schritt vor Schritt nach  $\frac{3}{4}$  Stunden an die Fahrkartensalter. In demselben Augenblicke wurden dieselben geschlossen: „Es gibt keine Fahrkarten mehr!“ Kurz entschlossen bitte ich die Freunde, sich zu den Damen zu begeben, die im Auto warteten. Ich selbst eilte zu dem Bureau des Renfeignements im Bahnhofsgesäude, wo mir gesagt wurde, daß am folgenden (Sonntag-)Morgen noch ein Zug nach Belgien abfahre, und zwar 8 Uhr 40 Mi-

nuten früh. Wir fuhren also ins Hotel zurück. Kosten der Autofahrt 40 Franken. Einer der Herren hatte inzwischen die Lage erwoogen: „Bei dem Gebränge wird es auch morgen schwer sein, mitzukommen. Ich möchte Sie einladen, in meinem Auto mit mir bis zur belgischen oder schweizerischen Grenze zu fahren. Dort wird man das Auto beschlagnahmen. Das ist aber ein geringer Verlust, nachdem ich meine blühende Fabrik habe schließen müssen.“ Ich war bereit unter der Bedingung, daß es gelänge, einen Geleitschein von der Militärbehörde zu erlangen. Um diesen zu bekommen, begab ich mich im Auto in die Kommandantur im Hotel des Invalides. Vor dem Gittertor wogte eine dichtgedrängte Menge mit Fahnen. Das geschlossene Tor war mit starken Wachen besetzt. Als ich eingetreten war, traf ich einen Offizier in Zivil: „Der General ist nicht da; aber ich bin sein Stellvertreter.“ Vortrag der Angelegenheit. „Unmöglich, ich gebe keinen Geleitschein. Von morgen (Sonntag) früh an lasse ich kein Auto aus der Stadt heraus.“ Was zu tun angesichts der Unsicherheit, Fahrkarten zu bekommen? „Steigen Sie



Aushebung schwarzer Truppen für Frankreich.

in den Zug, mit oder ohne Fahrchein. Die Gendarmerie ist verpflichtet, Sie in den Zug einsteigen zu lassen, mit oder ohne Fahrchein.“ Ein sehr höflicher Abschied, und einige Minuten später wußten die Freunde Bescheid. Wir beschloßen, am folgenden Morgen (Sonntag) unter allen Umständen abzureisen und, um uns die Plätze zu sichern, um 5 Uhr früh am Nordbahnhof zu sein. Zu Hause gab ich dem französischen Diener, der am folgenden Tage selbst zum Heer mußte, den Auftrag, mich um 4 Uhr zu wecken. Er versprach es. Als ich von selbst aufwachte, war es 6 Uhr. Ich nahm Abschied von meinen französischen Hausleuten, braven Menschen, denen der Krieg durchaus nicht recht ist, ließ alle Koffer und Kasten zurück und sagte nur mit dem Handgepäck im Automobil zur Bahn.

Meine Freunde waren nicht mehr zu sehen. Wahrscheinlich haben sie, an meinem Kommen verzweifelnd und in Besorgnis, den ersten Zug um 7 Uhr genommen. Ich entschloß mich kurz. Ich stieg in den Zug, der 8 Uhr 40 Minuten nach Brüssel abfährt und der einen Wagen nach Köln eingestellt hatte. Die Mitreisenden waren zum Teil Belgier, die ihre Geschäfte in Paris hatten schließen müssen. Die Geleite, Bräuen, Tunneln waren von Soldaten bewacht, dergleichen die Bahnhöfe. Ungeheure Aufregung überall, wenig Spuren von Kriegs-

begeisterung. In Zeumont, der letzten französischen Station, wurde der Kölner Wagen abgehängt. Es ging zu Fuß nach der nächsten belgischen Station Erquelines. Ich hatte noch nichts genossen; in einer Wirtschaft noch auf französischem Boden ließ ich mir Kaffee und Brot geben. Die beiden Frauen, Mutter und Tochter, waren allein. Der einzige Sohn und Bruder war am Morgen zum Meer abgegangen. Ich sprach den guten Frauen herzliche Teilnahme und Trost zu. Nicht alle machten so gute Erfahrungen. In der Nacht vorher sind Deutsche, die im Dunkeln von Zeumont nach Erquelines gingen, angefallen und bedroht worden. Soldaten traten im rechten Augenblick dazwischen. Ein wohl angetrunkenener Bauer, der auf einen unserer Trupps die Geste des Schießens machte, wurde von niemand beachtet. Die Weiterfahrt vollzog sich mit Umsteigen in Charleroi, Namur, Lüttich, Provinzier und Waltenraedt. Dann brauchte man wenigstens nicht wieder zum sechstenmal einzusteigen. Es ging zu Fuß nach dem deutschen Bahnhof Herbestal. Der belgische Zug war mit einer großen Zahl von deutschen Reservisten besetzt gewesen; und kaum hatten wir die Fremde hinter uns, da erklang es aus Hunderten von Kehlen: Es braust ein Ruf wie Donnerhall.

Ein Teil der belgischen Bevölkerung, auch das Juggenional, und unter den aus Paris Mitgereisten die gebienten Leute, erwies sich Deutschland feindlich gesinnt. Man konnte die ertaunlichsten Vorurteile und dabei die festesten politischen Meinungen hören. Vieles waren die Urteile geschäffiger als selbst die der Franzosen. Geleise, Kunstbauten, überall von Militär und Bürgerwehr bewacht. Zwischen Lüttich und Verdiers sah man zahlreiche Trupps Vieh, die auf Befehl der Behörden vom Felde geholt und nach Lüttich gebracht wurden. In Lüttich flagte alles über Teuerung. Schlimme Gerüchte allenthalben.

Ich denke am Schluß dieser Mitteilungen an die arme junge Frau, die ich kurz vor der Abfahrt an der Straßenecke, unweit vom Nordbahnhof, erblickte. Sie sah weinend vor sich hin. Ich konnte mich nicht enthalten, ihr Worte des Trostes zu sagen. Sie gab zur Antwort: „Ich habe soeben die Meinigen an die Bahn gebracht.“ Von allen ist sie allein — in Frankreich geboren — in Paris zurückgeblieben, Hüterin des Hauses, das die anderen verlassen mußten.

Eine Wiener Malerin erzählt über ihre Erlebnisse:

Vor zwei Monaten fuhr ich in Gesellschaft einer Freundin nach Paris, um dort bei einem Meister meine Waldstudien zu vollenden. Weder meine Freundin noch ich hatten irgendwelche Dokumente mitgenommen, da wir ja gar nicht daran dachten, in dem als so „galtfreundlich“ bekannten Paris jemals behelligt zu werden. Einem glücklichen Zufall hatte ich es zu verdanken, daß ich in den Tagen des Aufruhrs doch eine Art Dokument besaß. Ich bekam Gelegenheit, im Louvre einige Bilder zu kopieren, und brauchte dazu eine Erklärung des österreichisch-ungarischen Konsuls. Dieser wieder konnte mir die Erklärung nicht geben, ohne meinen Geburtschein zu haben. Ich bestellte also bei meinen Eltern telegraphisch dieses Dokument und begab mich am 29. Juli zum Konsulat, wo ich den Paß für den Louvre erhielt. Aber der Konsul riet mir gleichzeitig, mich schleunigst und ohne Verzug nach Hause zu begeben, da er das Gefühl habe, daß sich drohende Geschehnisse vorbereiten. Während einer meiner Kollegen diesen wohlgemeinten Rat befolgte, tat ich dies leider nicht.

Inzwischen wurde Paris ein Herd ungeheurer Erregung und die Bevölkerung zeigte ein anderes, ein wildes Gesicht. In rüstigen Haufen zog ein fanatischer Mob durch die Straßen, wilde Rufe gegen die Deutschen und Österreicher ausstoßend, Leute, die ihnen als

Fremde verdächtig erschienen, mißhandelnd und brutalisierend. Die großen Lebensmittelgeschäfte schlossen plötzlich ihre Pforten, der Schredensruf, daß der Credit Vonnais seine Schalter nicht mehr öffne, ging durch die Stadt, und die Preise für alle Lebensmittel erreichten eine ziemliche Höhe.

Ein müßter, häßlicher Chauvinismus verzerrte viele Gesichter, aber von echtem Patriotismus war nichts zu sehen. Die Bank von Frankreich gab Banknoten zu 25 Franken aus. Zahlreiche Pariser Geschäftsleute hängten aber Plakate in die Auslagen mit der Kundmachung, daß sie diese Banknoten nicht akzeptieren, sondern auf Bezahlung in Gold bestehen. Samstag morgen entschlossen nun auch meine Freundin und ich uns zur schleunigen Abreise. Als ich aber die Straße betrat, las ich zu meinem Schreden Maueranschläge folgenden Inhalts:

„Jeder Deutsche, Österreicher und Ungar hat innerhalb 24 Stunden Paris und Frankreich zu verlassen.“

Wer nach Ablauf dieser Frist sich noch in Paris aufhält, hat sich der Polizeipräfektur zu stellen, die ihn in Verwahrungshaft nehmen und am 4. oder 5. August nach den westfranzösischen Departements transportieren wird, wo ihm Feldarbeit zugewiesen wird.

Nur solche Deutsche, Österreicher und Ungarn dürfen die Züge zur Begreise benutzen, die mit Reisedokumenten versehen sind.

Kein Deutscher, Österreicher oder Ungar darf einen Fiaker oder ein Automobil in den Straßen von Paris benutzen.“

Weiter wurde angegeben, „daß für die Ausgewiesenen alles in allem am Sonntag früh drei Züge zur Verfügung ständen, die vom Vauger, vom Nordbahnhof und Montparnassebahnhof abgehen würden.“

Wir stand das Herz vor Entsetzen fast still, als ich diese an russische Willkür gemahnenden Bestimmungen gelesen hatte, aber schon regte sich meine ganze Energie und ich war entschlossen, mich und meine Freundin im jeden Preis durchzuschlagen. Erkräftert wurde die Situation dadurch, daß wir kaum 120 Franken und keine Reisedokumente besaßen. Immerhin, ich hatte den Louvrepas und konnte mich auf die Unwissenheit der Behörden einigermassen verlassen. Meiner Freundin aber drückte ich das Kuvert, in dem ich das Papier erhalten hatte, und meinen Geburtschein in die Hand. Ich durfte ja annehmen, daß kein Beamter ein Wort Deutsch würde lesen können.

Das österreichisch-ungarische Generalkonsulat war schon in die Bottschaft überfiedelt, diese mit Menschen voll besetzt, von dort konnte uns keine Hilfe werden. Wir machten uns also fluchtbereit. Wir packten unsere Koffer und baten den Besitzer des Hotels, in dem wir zuletzt gewohnt hatten, unser Gepäc in Verwahrung zu nehmen. Der Hoteller erklärte, unsere Koffer nur behalten zu wollen, wenn wir ihm dafür im vorhinein Pflanzmiete bezahlten.

Ohne Gepäc und fast ohne Geld zogen wir abends nach dem Nordbahnhof. Ungeheure Menschenmassen stehen schon da und harren vergebens des Einflusses. Szenen des Jammers und der Verzweiflung. Deutsche und Österreicher, Männer und Frauen, ganze Familien mit Kindern in wilder Angst. Frauen werden ohnmächtig, Kinder weinen, Männer ballen in ohnmächtiger Wut die Fäuste.

Und immer mehr Klüchtlinge strömen hinzu. Stundenlang sind sie mit Handkoffern und Schachteln beladen zu Fuß gegangen. Wir und meiner Freundin war es glückt, einen Wagen zu bekommen, weil ich nicht blind bin und man mich gewöhnlich für eine Russin hält.

Die ganze Nacht verbringen wir vor dem Bahnhof und sehen keine Möglichkeit, wegzukommen. Die Züge, die uns Sonntag früh fortbringen sollen, wer-

den zum großen Teil für französisches Militär referiert, und es ist unmöglich, daß auch nur ein Teil der Flüchtlinge aufgenommen werden kann.

Es wird 7 Uhr morgens und jede Hoffnung beginnt uns zu verlassen, als endlich ein Beamter des deutschen Konsulats erscheint und mitteilt, daß sofort der Konjul selbst zu Hilfe eilen werde. Bald erscheint auch der Konjul, er verteilt Scheine, die zur Fahrt berechtigten, die Züge werden gekürt, wir kommen glücklich mit. Wie viele Unglückliche zurückgeblieben sind, weiß ich nicht.

Die Fahrt geht in den glühenden Tag hinein, bis wir den belgischen Grenzort Erquelines erreichen. Dort werden wir auswaggoniert und müssen eine lange Strecke bis zum belgischen Bahnhof zu Fuß gehen. Ich habe noch einen fünfzigjährigen, aber der belgische Beamte weigert sich, ihn zu nehmen. In einem Wirtshaus finde ich schließlich einen Mann, der ihn nimmt, aber mir dafür nur 40 Franken in Gold gibt.

Der Zug fährt durch Belgien, auf jeder Station sehen wir, daß die belgische Bevölkerung voll Mut und Rachegefühl gegen die Deutschen ist.

In Berniers überschritten wir die deutsche Grenze. Namenloser Jubel bricht sich Bahn, Frauen und Männer umarmen einander weinend. Die Erlösung ist gekommen, wir sind wieder auf Kulturboden, unter menschlich fühlenden Wesen.

Das waren die Glücklichen, die noch mit den letzten Zügen aus dem so ungasstlich gewordenen Frankreich entfliehen konnten. Sie sind zumeist mit dem Verlust ihrer Habe und dem Schrecken davongekommen. Viel schlimmer aber erging es den Bedauernswerten, die nicht rechtzeitig flüchteten; sie wurden in der brutalsten Weise mißhandelt.

Ein halbamtlicher deutscher Bericht, der wohl von der deutschen Botschaft in Paris stammt, erzählt unter anderem:

Die Ausschreitungen gegen die in Paris anässigen Deutschen begannen schon längere Zeit vor der Mobilmachung. Schon gegen Ende Juli hatten zahlreiche Reichsdeutsche um Schutz. Sie berichteten, daß Deutschen nirgendes mehr Unterkunft geboten werde, daß man sie auf der Straße beschimpfe, daß sie sogar, wenn sie sich an die Polizei mit der Bitte um Unterbringung wendeten, dort in der rohesten Weise abgewiesen wurden. Sogar die Unterbringung ihres Gepäcks wurde ihnen verweigert, und die Bahn nahm kein Gepäck mehr von ihnen in Verwahrung.

Die Hilferufe vermehrten sich von Tag zu Tag, so daß schließlich eine unübersehbare Menge von Menschen auf der Botschaft und dem Generalkonsulat als Obdachlose sich meldeten. Es wurden ihnen nach Möglichkeit Fahrkarten nach Belgien besorgt. In der Nacht vom 1. zum 2. August kamen große Mengen von obdachlosen Deutschen noch bis spät in die Nacht hinein zur Botschaft und zum Generalkonsulat, so daß ihnen ein Massenajnl während der Nacht gewährt werden mußte.

Der Höhepunkt der Ausschreitung wurde am ersten Mobilmachungstage, am 2. August 1914 erreicht. Zahlreiche Flüchtlinge meldeten, daß die Wohnungen und Geschäftshäuser der Deutschen in der Stadt geplündert wurden. Besonders rücksichtslos war die Zerstörung des Pschorrbräus, bei der zahlreiche Polizisten mit sichtlichem Vergnügen untätig zulaßen. Das gesamte Inventar wurde aus den Fenstern auf die Straße geworfen, Türen und Fenster ausgehängt, die Kronleuchter herabgerissen. In gleicher Weise er-

ging es dem Café Viennois, dem deutschen Restaurant an der Gare St. Lazare, dem Salamanderhuhngeschäft, dem Hotel de Bade, dem Delitatesjengeschäft Appenzott, sämtlichen Maggigeschäften, überhaupt allen Geschäften, die Waren deutscher, österreichischer und deutschschweizerischer Herkunft führten. Überall jah die Polizei mit verstärktem Armeen zu. In gleicher Weise wurde in den Wohnungen von Deutschen gehaust. In vielen Fällen sind nicht bloß die Wohnungen von Deutschen, sondern auch die ihrer Quartiergeber vollständig verunüet worden. Die Folge war, daß kein Fortter mehr einen Deutschen in sein Haus einließ, daß die deutschen Geschäftsangestellten und Dienstboten massenhaft entlassen wurden. Die Entlassung geschah häufig in brutaler Weise, oft unter Rückbehaltung des Gehalts.

Gegen 10 Uhr abends mehrten sich die Nachrichten über Vermüstungen in der Stadt derartig, daß auf Verordnung des Generalkonsulats Schild die Fahnenstange des Generalkonsulats eingezogen wurde und das ganze Personal sich nach der Botschaft begab, da auf dem Konsulat seine Sicherheit mehr bestand. Am nächsten Tage begannen schon am frühen Morgen Hunderte von Deutschen die Botschaft mit dringenden Bitten um Schutz und Unterstützung zu besünnen. Die deutschfeindlichen Ausschreitungen auf der Straße griffen, nach ihren Angaben, derartig um sich, daß beispielsweise das Stadtviertel Belleville in hellem Aufruhr war. Es sollen dort schließlich alle Geschäfte geplündert worden sein. Die Deutschen wurden überall bedroht und mißhandelt; ihre Lage war verzweifelt. Sie waren ebenso wie alle anderen Ausländer nach den für die Mobilmachung erlassenen Vorschriften verpflichtet, sich bei der Polizei anzumelden, um die Bestimmungen wegen ihrer demnächstigen Verbringung nach vorläufigen Unterkunftscolonien in Mittel-, West- und Südrankreich entgegenzunehmen. Sobald nun ein Deutscher sich meldete, wurde er von der Polizei in brutaler Weise behandelt und dem johlenden Publikum schußlos überlassen. Viele Frauen erzählten, daß sie nach ihrer Abfertigung mit Fußtritten und Faustschlägen aus dem Polizeibureau hinausgeführt worden seien. Die Meldungen mancher Deutschen wurden überhaupt nicht angenommen. Gegen die beschimpfenden Äußerungen des Straßenpublikums wurde von der Polizei kein Schutz gewährt. In den Geschäften wurden den Deutschen alle Lebensmittel verweigert; die Abreise war nicht mehr möglich, da der Zugverkehr eingestellt war. Soweit die Deutschen Papiergeld hatten, wurde ihnen das Wechseln selbst französisches Papiergeldes durchweg abgelehnt. Auf der Straße verfolgte sie das Publikum und nahm ihnen auch oft ihr Gepäck ab, das auf der Straße zerstört oder verteilt wurde. Besonders schlimm gestaltete sich naturgemäß unter diesen Umständen die Lage vieler deutscher Wädchen, Erzieherinnen, Kinderfräulein oder Dienstboten, die überdies zum größeren Teil der französischen Sprache untundig waren. Ihnen wurde, soweit irgend möglich, während des Tages auf der Botschaft Schutz erteilt. Infolge der sehr entschiedenen und dringenden Vorstellungen, die der Botschafter Freiherr von Schoen bei dem französischen Ministerpräsidenten erhob, gewährte endlich am Spätnachmittage die französische Regierung den obdachlosen Deutschen ein vorläufiges Unterkommen in einer Schule. Somit konnten sämtliche Deutsche genau informiert werden, wofin sie sich zu begeben hatten. Auch der Botschafter und der Generalkonsul der Vereinigten Staaten wurden davon verständigt. Außerdem wurden diese Herren gebeten, später kommenden Flüchtlingen eine entsprechende Mit-

teilung zu machen. Die Botschaft und das Generalkonsulat sind über 6000 Deutschen zum Verlassen Frankreichs beihilflich gewesen. Da hinreichende Geldmittel nicht in den Kassen waren, auch bei den Banken nicht mehr beschafft wer-

den konnten, halfen der Botschafter Freiherr von Schoen und mehrere Botschaftsmitglieder mit Privatmitteln aus.

Die Botschaft war während der letzten Tage in einem Zustande, der einigermaßen an die Belagerung des Gesandtschaftsviertels in Peking erinnerte. Etwa 100 Personen, darunter viele Familien mit kleineren Kindern, hat der Botschafter die antilichen und keine Privaträume zur Verfügung gestellt, wo mit Hilfe der Damen der Botschaft nordbürtige Unterkunft und Verpflegung eingerichtet wurde. Die Verpflegung wurde wegen der Feindseligkeit und Anfechtlichkeit der französischen Bevölkerung recht schwierig.

Eine aufregende Szene spielte sich ab, als Botschafter Freiherr von Schoen sich allein zum Ministerpräsidenten begab, um dort zunächst nachdrücklich um Schutz für die bedrohten Deutschen und sich selbst zu bitten, und dann den Abbruch der Beziehungen zu erklären. Der Botschafter, der schon kurz vorher im Botschaftshof von französischen Damen, die sich unter dem Vorwand von Erkundigungen zu ihm gedrängt hatten, gröblich mit Schimpfreden beleidigt worden war, die er den Damen gegenüber nicht aufnehmen wollte, wurde von mehreren verdächtig aussehenden Männern belästigt und bedroht, die auf die Trittbretter des Bagens sprangen und zu ihm einzubringen suchten. Freiherr von Schoen bewahrte völlig kaltes Blut, rief Schutzleute herbei und gelangte unter deren Schutz zum Ministerium des Äußern, erhob dort energischen Einspruch wegen des Vorgefallenen und erhielt die Genugtuung in der Form von Entschuldigungen mit der Zusicherung ausreichenden Schutzes.

Die Abreise des Botschafters mit allem Personal und Familien, etwa 100 Personen, verlief ohne störenden Zwischenfall.

\*

Die Angehörigen der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, die nicht rechtzeitig Frankreich verlassen konnten, wurden nach westlichen Departements verfrachtet. Die Funktionäre, welche die Beförderung zu organisieren hatten, zeigten einiges Bestreben, die Lage der Leute zu erleichtern; die anderen Beamten und Militärs, die hiebei mitzuwirken hatten, bekundeten dagegen eine feindselige Gesinnung. Den Bemittelten unter den Verfrachteten ist es gestattet, in Hotels zu wohnen. Was die Unbemittelten betrifft, hat die französische Regierung zugesagt, für sie zu sorgen und ihnen Arbeitsgelegenheit zu bieten. Es wurde auch in Aussicht gestellt, späterhin Gesuchen um Beförderung nach einem neutralen Lande Folge zu geben.

Hiebei ist jedoch im Auge zu behalten, daß das Schicksal dieser Leute von dem Ermessen der Verwaltungsorgane der Orte, in denen sie untergebracht sind, abhängen wird. Eine auffällige Begleitercheinung der Vertreibung der „Austro-Allemands“ war der Umstand, daß die französischen Blätter von vielen Selbstmorden deutscher Staatsangehöriger zu erzählen wußten, die sich angeblich aus Verzweiflung über die Notwendigkeit, Paris zu verlassen, das Leben genommen hätten. Über derartige Selbstmorde von Angehörigen der Monarchie wurde nichts berichtet.

In den österreichischen und ungarischen Familien, welche Angehörige in Frankreich haben, herrschen begreiflicherweise über deren Los ungemein lebhaftes Besorgnisse. Aus gut unterrichteter Quelle verlautet hierüber folgendes:

Mit Ausnahme von jenen, welche einen „Permis de séjour“ (Aufenthaltsbewilligung) erhalten haben, mußten alle Österreicher und Ungarn Paris und jene Departements, welche voraussichtlich den Kriegsschauplatz bilden werden, verlassen und wurden in westliche Departements dirigiert. Der Polizeipräsident von Paris hat persönlich dem k. u. k. Generalkonsul in Paris die Versicherung gegeben, daß für das Leben unserer Landsleute keine Gefahr zu befürchten sei. Jene Österreicher und Ungarn, welche keinen „Permis de séjour“ erhalten haben, wurden in die Umgebung von Nogent-le-Rotrou, nahe bei Chartres, gebracht, andere nach Saintes oder in sonstige westlich gelegene Orte. Diejenigen, die über Mittel verfügen, können ihre Lebensweise nach Belieben einrichten; die Mittellosen werden bequartiert und mit Nahrung versorgt und es wird ihnen auch Arbeitsgelegenheit geboten werden.

Wie die Bequartierung und Verköstigung aussah, davon später.

\*

## Die Behandlung der Deutschen, Österreicher und Ungarn in England.

Das englische Volk ist nicht von der Leidenschaftlichkeit der Franzosen, und daraus erklärt es sich vielleicht, daß in den kritischen Tagen trotz des von der Citypresse seit Jahren geschürten Deutschhasses Ausschreitungen vermieden blieben. Der stellvertretende österreichisch-ungarische Generalkonsul in London, Graf S i z z o - N o r i s erzählte über die letzten Tage, die er mit der Botschaft und der deutschen Kolonie in London verbracht hat, und über die Abreise folgendes:

Seitdem die Kriegserklärung zwischen England und Deutschland erfolgt war, bemühtigte sich auch der in England lebenden Österreicher eine gewisse Anruhe. Man erwartete, daß auch die Beziehungen mit der Monarchie abgebrochen werden würden, die Ungewißheit über den Zeitpunkt, zu welchem dieses Ereignis eintreten werde, wirkte auf viele Kreise depressierend. Das Konsulat war in diesen Tagen mit Arbeiten überhäuft, der Parteienverkehr erreichte noch nie dagewesene Ziffern. Als dann der Abbruch der Beziehungen vollzogen wurde, waren die Österreicher in großer Sorge wegen der Heimkehr. Die englischen Behörden machten den waffenfähigen Männern alle erdenklichen Schwierigkeiten, um ihre Abreise zu verhindern. Tatsächlich sind auch gewiß mehrere Tausende österreichisch-ungarische Staatsbürger in England zurückgehalten worden. Um ihr Schicksal braucht man jedoch keinerlei Besorgnisse zu hegen. Sie werden sich allerdings gewissen Belchränkungen unterwerfen müssen. (Das hat sich später sehr wesentlich geändert.)



Kriegsstimmung auf dem Ludgate Hill in London.

Nach einer Originalzeichnung von R. Wosak.

Österreicher und Deutsche dürfen jetzt in England kein Automobil besitzen, sie können kein Telephon erhalten. Wenn sie ein Telephon benötigen, müssen sie sich der englischen Sprache bedienen. Sie dürfen nicht in der Nähe befestigter Plätze und der Hafensstädte wohnen. Für sie ist der sonst in England unbekannte Meldezwang eingeführt worden. Weiter wurden ihnen bestimmte Aufenthaltsgebiete zugewiesen. Aber Erzeße oder Gewaltthatigkeiten, geschweige denn brutale Willkürakte der Behörden haben sie nicht zu befürchten, wenn sie sich den behördlichen Anordnungen fügen.

Die Stimmung der Bevölkerung in London war durch die Zeitungen gegen Deutschland sehr aufgeregelt worden und nach der Kriegserklärung mußten sogar die sehr zahlreichen Anhänger der kriegsfeindlichen Parteien in den allgemeinen Sturm einstimmen. Gegen Österreich-Ungarn war man nicht feindselig, und unsere Abreise zeigte deutlich, wie sehr besonders der f. u. t. Botschafter Graf Mensdorff-Pouilly persönlich geschätzt und geachtet wird.

Auf dem Bahnhofe hatten sich, da die Admiralität unsere Heimreise arrangierte und für uns und die mit uns reisenden Landsleute das Schiff bis Genua und die volle Verpflegung für insgesamt 237 Personen zur Verfügung stellte, ein Admiral, dann sämtliche Mitglieder des Kabinetts Asquith mit Ausnahme Sir Edward Grens eingefunden.

Nach sechsstündiger Fahrt mit dem Sonderzug langten wir im Kriegshafen Falmouth ein, wo wir den deutschen Handelsdampfer „Kronprinzessin Cäcilie“ verankert sahen, den die Engländer genommen und hierher gebracht hatten. Zur Umladung unseres Gepäcks war Militär kommandiert worden und fünf Stunden später waren wir eingeschifft. Auf der „Ara“ der Wilsonline befanden sich nebst den fünfzig Mitgliedern der diplomatischen Vertretungen fast nur Personen, welche zum Vergnügen nach England gekommen waren, oder solche, die nur vorübergehenden Aufenthalt dasselbst geplant hatten, namentlich viele Lehrerinnen, die sich im Lande die Perfektion für die Staatsprüfung in englischer Sprache holen wollten. Die Reise nach Österreich erfolgte über Gibraltar und Italien.

Zimmerhin gingen auch in England die Wogen der Erregung hoch, als der Ausbruch des Krieges erfolgte. Als Asquith am 4. August mitteilte, daß die Deutschen die belgische Grenze überschritten hätten, zeigte sich wirkliche Kriegsstimmung in London.

Die Menge sang die Nationalhymne und Rule Britannia! Es muß jedoch gesagt werden, daß sich in allen Kundgebungen mehr die Solidarität mit Frankreich als der Haß gegen Deutschland ausdrückte; es gab keine Schmähungen gegen die Deutschen oder gegen den Kaiser. Trafalgar Square war ein wogendes Meer von Menschen, White Hall und die Mall, die zum Buckingham-Palast führt, war ein ununterbrochener Strom von Leuten, die alle von einem Gefühl beseelt schienen. Es ging überhaupt ein Festingsgeist um. Die Leute trugen Karnevalemützen, die wie Helme aussahen, und bewegten unaufhörlich Fähnchen, den Union Jack und andere patriotische Symbole. Jedes Monument war eine Tribüne, jede Freitreppe eine Kanzel für improvisierte Redner, deren Worte stets mit der Aufforderung endeten: „Three cheers for England!“ für das britische

Reich, für die Flotte, für die Armee, den König, die Königin, Asquith, Sir Edward Gren, Winston Churchill und Admiral Jellicoe.

\*

Ein ungarischer Parlamentarier, der sich zur kritischen Zeit in England befand, erzählt unter anderem:

In London nahm ich mit Entsetzen wahr, daß auch die angesehenen großen Zeitungen die Behörden gegen die Deutschen hekten, ja sogar Namenslisten der in England lebenden Deutschen veröffentlichten. In Tottenham-Road wohnen besonders viele Deutsche, dies betonten die englischen Blätter und hekten ihre Leser geradezu zu Ausschreitungen auf.

Diese Verhezung trug leider bald ihre Früchte; England hat schon kurz nach dem Ausbruch des Krieges Frankreich an Brutalität gegen die Deutschen, Österreicher und Ungarn nicht nur erreicht, sondern sogar noch übertroffen. Davon später. Erwähnt sei nur, wie England die Reservisten behandelte, die aus Amerika nach Deutschland und Österreich-Ungarn zurückkehren wollten und unterwegs von den Engländern wider alles Völkerrecht verhaftet wurden. So wurde ein Berliner Großindustrieller auf der Heimreise von Amerika auf einem englischen Dampfer von den Engländern festgenommen. Er erzählt:

„Die deutschen Zwischendeckpassagiere wurden in Ketten gelegt. Von Southampton wurden alle Deutschen, 49 an der Zahl, darunter fünf Frauen, mit der Bahn unter militärischer Bedeckung nach Winchester gebracht. Hier warf man uns ins Gefängnis; sämtliche Wertgegenstände wurden uns abgenommen und wir wurden dann in Einzelzellen gesperrt. An diesem Tage bekamen wir nichts zu essen. Während der nächsten drei Tage bestand die ganze Verpflegung aus etwas Tee und trockenem Brot. Wir waren schlimmer als schwere Verbrecher untergebracht.“ Die Gefangenen wurden dann durch die Vermittlung des amerikanischen Konsuls befreit. Nur wenige erhielten die Erlaubnis zur Abreise, die übrigen Deutschen wurden aber von neuem als Kriegsgefangene festgehalten.

\*

### Pöbelezesse in Rußland.

In Rußland gelang es der — Polizei, den Straßenpöbel in den ersten Augusttagen gegen die Österreicher und die Deutschen zu mobilisieren und grauenhafte Brutalitäten hervorzuweisen. Hören wir zunächst, wie ein österreichischer Industrieller, der während einer geschäftlichen Reise durch Rußland von den Kriegereignissen überrascht wurde, seine Erlebnisse

auf der Fahrt von Tiflis über Moskau, Finnland und Schweden schildert:

Als wir, mein Reisebegleiter und ich, uns am Samstag den 25. Juli 1914 zur Abreise von Tiflis ansetzten, war noch alles ruhig und im normalen Geleise und kein Mensch ahnte etwas von der Nähe kriegerischer Verwicklungen. Die Zeitungen enthielten kaum etwas anderes als ausführliche Besprechungen über das Attentat auf Rasputin (einen abenteuerlichen Wäch, auf den eine eiferfüchtige Frau geschossen hatte), und auch im Publikum waren die Details des Morbanfalls und die Stellungnahme für oder wider den Mönch Niodor, den angeblichen Anstifter des Attentats, der einzige Gesprächsstoff. Wir fuhren im Auto nach Waditslawas, wo auch alles ruhig war, dann weiter nach Rostow am Don, wo wir am 27. Juli morgens ankamen. Hier hörten wir, daß ein Teil der Arbeiterschaft sich in einem Streik befinde, doch war von Unruhen oder Demonstrationen nichts zu merken. In Rostow laßen wir in den Blättern von dem österreichischen Ultimatum an Serbien. Die Nachricht erregte jedoch in der Bevölkerung keinerlei Sensation und man schien anzunehmen, daß es sich um eine diplomatische Affäre handle, die ohne ernsthafte Folgen vorübergehen werde. Von einer russischen Mobilisierung war keine Rede. Auffallend erschien es uns nur, daß hier zum erstenmal während der ganzen Reise die erwarteten Briefe und Telegramme ausgeblieben waren. Die um diese Zeit von uns abgegebenen Depeschen sind dagegen, wie ich inzwischen feststellen konnte, in Österreich eingetroffen.

Die Weiterreise führte uns nach Charlow, wo wir am Morgen des 28. Juli eintrafen. Auch hier herrschte absolute Ruhe, wenn auch in den gebildeten Kreisen, in den Hotels und Gasthäusern etwas mehr als sonst politisiert wurde. Allgemein hörte man sagen, daß von einer Kriegsgefahr durchaus keine Rede sei, da der deutsche Kaiser keinen Krieg wolle und Österreich sicher nachgeben werde. Auch in Charlow herrschte, wie uns gesagt wurde, ein großer Streik, an dem etwa zwei Drittel der Arbeiterschaft beteiligt waren. Sonst war nichts von einer unruhigen Stimmung zu bemerken, die Züge verkehrten regelmäßig, und man sah sogar, was nur in ganz friedlichen Zeiten zu geschehen pflegt, von einer Widmung unserer Pässe ab. Die uns verbleibende Zeit am Nachmittag benutzten wir zu einer Autotour, die uns etwa 30 Kilometer ins flache Land hinein führte. Auch bei dieser Fahrt war nichts Ungewöhnliches zu bemerken. Am 29. Juli kamen wir nach Drel, wo ebenfalls Ruhe herrschte. Hier siderten jedoch die ersten Nachrichten durch, daß Rußland eventuell in den österreichisch-serbischen Konflikt eingzugreifen beabsichtigt.

Das Bild der Ruhe und Ahnungslosigkeit änderte sich freilich grüßlich, als wir am Abend desselben Tages in Moskau ankamen. Unser Weg führte uns an der inneren Stadtmauer entlang zum Hotel Metro-pol und bald nach dem Verlassen des Bahnhofes begegneten wir einem großen Zug von Demonstranten, die unter Absingung der russischen Hymne und anderer patriotischer Lieder durch die Straßen zogen. Es waren fast ausschließlich halbwüchsige Jungen und anderes lichtschmales Volk, und die Eingeweichten verhielten uns, daß wir es mit der von den Bozroms her bekannten Meute aus den unteren Volksschichten zu tun hätten. Die Tätigkeit der Menge beschränkte sich im allgemeinen auf ein wüßtes Geheul, aus dem Hochrufe auf Serbien und Schmährufe auf Österreich hörten, ohne daß es jedoch zu gefährlichen Ausschreitungen kam. Allerdings wurden alle Zuschauer, auch die Fremden, gezwungen, beim Vorüberziehen der Trupps die Hüfte zu küssen, und es schied im Weiterzuge alle nicht an Frühlingsen, die aber meist ziemlich harmlos verliefen. Unserem Hotel gegen-

über befand sich eine Bar, die den Ausgangs- und Endpunkt der Umzüge darzustellen schien. Dort spielte die Musik auf offener Straße patriotische Weisen und die Hochrufe auf das „heilige slawische Rußland“ erschütterten fortwährend die Luft. Der Verkehr stotzte vollständig und die Polizisten sorgten dafür, daß die Umzüge nicht gestört würden. Wie man uns erzählte, war die ganze Sache von der Polizei selbst mit Hilfe der „schwarzen Hundert“ und des „Verbandes echt russischer Leute“ arrangiert worden, und es war charakteristisch, daß sich weder die besseren Kreise noch das Militär an den Demonstrationen beteiligten.

Der Lärm dauerte ununterbrochen die ganze Nacht hindurch bis 6 Uhr früh, und es ist anzunehmen, daß in jener Nacht in Moskau niemand im Auge geschlossen hat. Wie man uns erzählte, war es in der vorhergehenden Nacht ähnlich zugegangen: das Volk hatte die Popen aus dem Schlafe geweckt und gezeugnen, auf offener Straße Weisen zu lesen, die dann den Umzug der Volksmassen einleiteten.

Am Morgen des 30. Juli besorgte ich mir, als wieder einigermaßen Ruhe herrschte, ein Billet nach Granica, wobei mir gesagt wurde, daß der Luxuszug ausserakt sei und ich mit einem später abgehenden Zuge fahren müsse. Bei meiner Rückkehr ins Hotel erwartete mich bereits ein Polizeileutnant, der meine und meines Begleiters Papiere zu sehen wünschte. Der Paf und eine russische Vollmacht genühten ihm nicht, da er nähere Angaben über den Zweck meines Aufenthaltes in Rußland verlangte. Zum Glück konnte ich einen in russischer Sprache gedruckten Katalog meiner Fabrik vorweisen, der den — im übrigen sehr höflichen — Mann endlich überzeugte, daß ich nicht zu Spionagezwecken nach Rußland gekommen sei. Es wurde mir nach langer Verhandlung die Erlaubnis zur Weiterfahrt gegeben. Weniger gut erging es meinem Begleiter, aus dessen Paf seine Zugehörigkeit zur österreichischen Ersatzreserve zu ersehen war. Ihm wurde bedeutet, daß er in Moskau zu verbleiben habe. Ich selbst erhielt die Weisung, nicht über Granica, das gesperrt sei, zu fahren, sondern den Weg über Finnland zu wählen. Als ich endlich mein Zimmer im Hotel aufsuchen konnte, war mein Gepäd verschwunden, und es bedurfte abermals stundenlangem Verhandlungen, ehe ich es zurückerkam. Sämtliche Gepädstücke waren gewaltsam geöffnet und auf das genaueste untersucht worden, doch konnte ich mich bald davon überzeugen, daß nichts abhanden gekommen war. Die Zeit bis zum Abgang des Zuges benutzte ich zur Aufgabe eines Telegramms, das nach stundenlangem Warten an den ungeheuer überfüllten Schaltern wohl angenommen, aber, wie ich jetzt weiß, niemals befördert wurde. In den Straßen waren unterdessen Plakate angehängt worden, die die Mobilisierung für Wohnhnen und Polen ver kündigten.

In einem unheimlich vollen Zug, der schon viele vollständig neu ausgerüstete einrückende Reserveoffiziere beförderte, fuhr ich nach Petersburg, wo ich am Morgen des 31. Juli eintraf. Ich hielt mich nicht in der Stadt auf, wo, wie ich auf Plakaten las, eben die Mobilisierung der Gardes angeordnet worden war, und fuhr nur in größter Eile zum finnländischen Bahnhof, wo ein Gebränge herrschte, das alles bisher Gesehene übertraf. Durch eine List gelang es mir, eine Platzkarte zu erobern, so daß ich wider Erwarten doch noch mitkam. Im Zuge lernte ich einen sehr höflichen und gebildeten General kennen, der die sonderbarsten Ansichten über österreichische Verhältnisse zum besten gab und vor allem über die angebliche Unterdrückung gelte, da, wie er meinte, die ausreichenden Meldungen der Ruthenen in Galizien sprach. Meine Einwände, die ich mit unseubaren Tatsachen belegte, ließ er nicht der „Nowoje Wremja“ für jeden Rußen als unwiderlegbare Wahrheit zu gelten hätten.

Abends um 7 Uhr kamen wir in Abo an. Hier erfuhren wir, daß die Petersburger Austunft, der Schiffsanschluß nach Stockholm sei mit Sicherheit zu erwarten, nicht auf Richtigkeit beruhe. Der Verkehr war schon am 28. Juli eingestellt und ein am 29. Juli ausjahrendes Passagierschiff von Kriegsfahrzeugen eingeholt und nach Abo zurückgebracht worden. Der deutsche Konsul, an den ich mich wandte, erklärte, er habe sich bereits mit dem Generalkonsul in Helsinki in seine Einvernehmen gesetzt und der Gouverneur habe zugestimmt, ein Schiff für die Fremden zur Verfügung stellen zu wollen. Außerdem sei noch immer auf eine friedliche Beilegung des Konflikts zu hoffen. Da er mir von der Benutzung des Landweges nach Schweden, der nach erfolgreichem Eintreten des Kriegsfahrplanes besonders beschwerlich sei, lebhaft abriet, blieb mir und den anderen Fremden nichts übrig, als in Gebuld auf das versprochene Schiff zu warten.

In Abo waren die kriegerischen Vorbereitungen im vollen Gang. Von einer Begeisterung der Truppen oder des Publikums war freilich nichts zu spüren und man konnte seltsame, unferem Auge ungewohnte Szenen beobachten. Die Soldaten, die zum größten Teil ganz neu eingeleidet worden waren, besaßen sich nämlich, ihre Ausrüstungsgegenstände bei den Trödlern zu verkaufen, und ich habe selbst gesehen, wie die Mannschaften ihre neuen Schuhe und ihre Leibwäsche sofort nach Erhalt zu Geld machten und ihr altes Zeug wieder anzogen. Überall in Abo wurden neue russische Militärartikel zu 30 Kopeken das Paar angeboten, die aus solchen höchst sonderbaren Transaktionen herrührten.

Am 1. August teilte uns der deutsche Konsul mit, daß das erwartete Schiff heute noch nicht abgehen könne, doch wäre am Montag sicher auf Beförderung zu rechnen. Da hieß es, sich eben in Gebuld fassen. Die Regierung in der Stadt nahm fortwährend zu, aber man merkte, daß die Bevölkerung durchaus antirussisch gesinnt sei. Abo ist von Finnen und Schweden bewohnt, die zwar keinerlei Sympathien für einander haben, sich aber im gemeinsamen Haß gegen die Russen fanden. Das starke Militäraufgebot verhinderte aber den Ausbruch ernster Unruhen. Die Zeitungen gaben unablässig Extrablätter heraus, die die abenteuerlichsten Gerüchte über russische Siege enthielten.

Am Sonntag, den 2. August, machte uns der deutsche Konsul die Mitteilung, daß die diplomatischen Be-

ziehungen abgebrochen seien. Gleichzeitig erklärte er, daß der deutsche Botschafter Graf Pourtales an Bord der „Nordstern“ den Hafen von Abo anlaufen und die Fremden mitnehmen werde. Es wurde allen der Befehl mitgeteilt, sich bereitzuhalten. Eine vielhundertköpfige Menge, darunter viele Frauen und Kinder, sammelte sich am Molo, um die erste Gelegenheit zur Heimfahrt abzuwarten. Das Schiff des Botschafters erschien jedoch erst Sonntag nachmittag erst am Montag um 5 Uhr früh, und gleichzeitig wurde den Fremden bekanntgegeben, daß der Gouverneur ihnen die Mitreise verboten habe. Das Warten während der langen, regnerischen Nacht war also vergeblich gewesen. Amsonst

wandte sich Graf Pourtales persönlich, telephonisch an den Gouverneur — das Verbot blieb bestehen und die „Nordstern“ mußte ohne uns ihre Fahrt fortsetzen.

Mitten in die Aufregung hinein plakete die Mitteilung, daß alle Fremden schon seit Mitternacht aus Rußland ausgewiesen seien und daß wir Rußland sofort zu verlassen hätten. Nun blieb nichts übrig als der vorhin erwähnte Landweg, der zu normalen Zeiten im Schnellzug in 32 Minuten zurückzulegen ist, jetzt aber nur in langsamen Etappen zu befahren war. Der deutsche Konsul riet uns, die Abfahrt so schnell als möglich zu bemerkselligen; er habe aus Wiborg erfahren, daß dort bereits alle Fremden zu Schanzarbeiten gezwungen worden seien, und fürchtete für uns ein ähnliches Schicksal. Auch aus Helsingfors habe man die Fremden ausgewiesen, ohne ihnen aber Gelegenheit zur Heimreise zu geben.

Unter solchen Umständen war es erklärlich, daß wir alle Hals über Kopf zum Bahnhof eilten und den nächsten Zug bestiegen, der uns am Montagabend nach Trojala brachte. Dort wurde das Gepäck abermals auf das genaueste untersucht und uns mitgeteilt, daß der Zug zwar während der Nacht nicht weiterfahre, wir aber im Coupé zu übernachten hätten. Um diesem Befehle Nachdruck zu verleihen, wurde vor die Tür jedes der überfüllten Coupés ein Posten mit aufgepflanztem Bajonett gestellt. Etwas Essen — freilich recht wenig — konnten wir gegen teures Geld bekommen. Unser Wächter war ein recht gemüthlicher Mann und ließ sich in ein Gespräch ein. Wie er erzählte, war er aus Archangelst und zog sehr ungerne in den Krieg, in dem er, wie er versicherte, sicher gleich erschossen werden würde. In Trojala hörten wir auch von einer Sprengung Hangäns, die von einer Kompanie Soldaten mit Hilfe



Verhaftung deutscher Familien in London.

stünden war es erklärlich, daß wir alle Hals über Kopf zum Bahnhof eilten und den nächsten Zug bestiegen, der uns am Montagabend nach Trojala brachte. Dort wurde das Gepäck abermals auf das genaueste untersucht und uns mitgeteilt, daß der Zug zwar während der Nacht nicht weiterfahre, wir aber im Coupé zu übernachten hätten. Um diesem Befehle Nachdruck zu verleihen, wurde vor die Tür jedes der überfüllten Coupés ein Posten mit aufgepflanztem Bajonett gestellt. Etwas Essen — freilich recht wenig — konnten wir gegen teures Geld bekommen. Unser Wächter war ein recht gemüthlicher Mann und ließ sich in ein Gespräch ein. Wie er erzählte, war er aus Archangelst und zog sehr ungerne in den Krieg, in dem er, wie er versicherte, sicher gleich erschossen werden würde. In Trojala hörten wir auch von einer Sprengung Hangäns, die von einer Kompanie Soldaten mit Hilfe

einer ganzen Waggonladung Ekstrakt vorgenommen worden sei. Kein Stein sei auf dem anderen geblieben, und die großen Vorräte an Lebensmitteln, besonders an Mehl, seien ebenfalls in die Luft geflogen. Im Hinblick auf die schlechte russische Ernte wurde dieses Vorgehen der russischen Militärverwaltung vom Publikum auf das schärfste kritisiert. Ferner erzählte man, daß von Helsingfors ein großer Transport mit Munition abgegangen sei, doch habe sich herausgestellt, daß die Geschosse für die Kanonen falsch dimensioniert und daher unbrauchbar gewesen seien.

Unter derartigen Erzählungen war die lange Nacht vergangen und wir fuhren am nächsten Morgen weiter nach Tornea, der russisch-schwedischen Grenzstation, wo uns beim Übertritt über die Grenze keine

burger Mob in das deutsche Botschaftsgebäude eingedrungen sei, den Geheimen Hofrat Kattner, der zum Schutze des Gebäudes zurückgeblieben war, in geradezu bestialischer Weise ermordet und das Palais geplündert und demoliert habe. Die Meldung fand leider ihre Bestätigung. Ein Augenzeuge erzählt über die furchtbare Tat:

Es war ein russischer Feiertag, als wir vom Staatsplatz her den wüsten Lärm von Demonstrantenscharen hörten. Wir fuhren sofort ins Hotel Astoria, um zu sehen, was es gebe. Dieses Hotel liegt neben der Staatskathedrale gegenüber der deutschen Botschaft.



Das Gebäude der deutschen Botschaft in St. Petersburg.

weiteren Schwierigkeiten erwarteten. Das deutsche Konsulat in Stockholm hatte für Motorboote gesorgt, die uns auf Fischerbooten bis zu zwei großen schwedischen Dampfern remorkierten. In Lulea waren durchgehende Flüge nach Stockholm bereitgestellt. Auf der Fahrt wurden wir von der Bevölkerung überall auf das herzlichste begrüßt und freigebig bewirtet. Die Sympathien der Schweden waren ebenso wie die der Finnen unzweifelhaft auf deutscher Seite.

\*

### Ermordung eines deutschen Botschaftsbeamten in Petersburg.

Kurz nach der Abreise des deutschen Botschafters Grafen Bourtales aus der russischen Hauptstadt kam die Meldung, daß der Peters-

burger Mob in das deutsche Botschaftsgebäude eingedrungen sei, den Geheimen Hofrat Kattner, der zum Schutze des Gebäudes zurückgeblieben war, in geradezu bestialischer Weise ermordet und das Palais geplündert und demoliert habe. Die Meldung fand leider ihre Bestätigung. Ein Augenzeuge erzählt über die furchtbare Tat:

Das Palais ist ein Steinbau von burgartiger Festigkeit. Den Eingang sperren drei eiserne Tore hintereinander. Im Ru waren sie gesprengt. Die Menge, offenbar von ortsunbeteiligten Arbeitern geführt, die im Palais beschäftigt gewesen waren, strömte hinein, die elektrischen Lampen flammten auf, und nun begann ein furchtbares Zerstörungswerk.

Botschafter Graf Bourtales ist Sammler von Antiquitäten und Kunstgegenständen; er hatte in seinen Käufern unschätzbare Kostbarkeiten aufgehäuft. Wir sahen die Menge da mit wahren Bienenfleiß hausen. Ein Messer wurde geschwungen und schon war ein französischer Gobelin der Länge nach durchtrennt. Mit Knütteln und Beilen ging man auf seltsamen Porzellan, altchinesische Vasen los. Alles, alles ging in dieser furchtbaren Stunde in Trümmer, nur die nackten Wände blieben.

Mit dem Geheimen Hofrat Kattner, dem Kanzleiführer der Botschaft, hatte ich noch am Morgen

geprochen. Die Bestien ermordeten ihn in der grau-  
samsten Weise.

Unterdessen versuchten Duzende von Arbeitern die kolossalen Bronzefiguren der Kossobändiger zu entwurzeln, welche die Fassade des Botshafterpalais krönten. Den vereinten Anstrengungen gelang es wirklich, eine der Jünglingsstatuen abzusprenken und auf die Straße hinabzuwerfen. Man kann daraus die Mut der Leute ermessen.

Auf dem Staatsplatz stand eine Sotnie Kofaken, auf der anderen Seite Polizei zu Fuß und zu Pferd. Sie rührten nicht den Fingern und griffen erst ein, als es galt, die Zuschauerharen auf dem Platz von Verletzungen durch die herabgeschleuderten Besteckstücke zu bewahren.

Hinter den Truppen und dem Polizeifordon hielten elegante Automobile. Die Insassen kannte ich wohl, lauter Damen und Herren der Petersburger Hofgesellschaft. So oft aus den Fenstern der Bottschaft ein vergoldeter Stuhl, ein Gemäde oder ein Kleidungsstück flog, jubelten die Damen und Herren und ermutigten die Wünderer durch Zurufe und Tücherwinken. Damen und Herren, die gerade 14 Tage vorher am Tische des Grafen Pourtales soupiert hatten.

Als all das geschah, waren in Petersburg Schnapsläden und Schänken seit Wochen gesperrt und streng bewacht, nur Sekt durfte in einzelnen eleganten Restaurants serviert werden. Die Wünderer waren also nüchtern, ein Beweis mehr, daß das Zerstörungswert bestellte Arbeit einer Oberächtheit war.

Derartige Taten sind in der Weltgeschichte glücklicherweise selten. Interessant ist, wie man in Petersburg die feige Mordtat zu beschönigen suchte: man behauptete, in der deutschen Bottschaft seien große Vorräte von Gewehren, Revolvern und aufrührerischen Proklamationen von den Angreifern entdeckt worden, es habe den Anschein, als ob die deutsche Bottschaft ein geheimer Mittelpunkt von revolutionärer Propaganda gewesen sei.

So viel Worte, so viel schamlose Unwahrheiten! Von deutscher Seite wurde sofort gegen diese Verleumdung protestiert, mit dem Hinzufügen, daß, wenn tatsächlich Waffen und revolutionäre Schriften in der Bottschaft gefunden sein sollten, diese von der findigen russischen Polizei in dem Moment hineinbefördert worden seien, als der Mob in die Bottschaft eingedrungen war und den Botschaftsbeamten niedergemegelt hatte.

\*

Wir möchten an dieser Stelle noch die Erlebnisse eines Jenenser Ingenieurs, C. Leonhardt, einfügen, der die Schreckenstage in Petersburg und vor allem auch die Zerstörung der deutschen Bottschaft und die Ermordung des Botschaftsbeamten miterlebt hat. Er erzählt:

Eine Senjation ersten Ranges, ein Revolutionären in sich, war der erst kürzlich benebete Generalfreistrit aller russischen Arbeiter, der ungeahnte Folgen und schwere, blutige Ausschreitungen mit sich brachte. Zwei Tage lang gab es keine Brötchen in ganz Petersburg, zirka 200 Wagen der noch im Betrieb befindlichen elektrischen Straßenbahn wurden von einer wütenden Menge demoliert, gelapert und quer über die Straßen gelegt, ihre Führer zum Teil zu Tode gehängt. Erst

starke Kofakenaufgebote brachten die gewaltige Menge zur Ruhe; 60 der Revolutionäre wurden erschossen. Mit dem Erscheinen des französischen Präsidenten Poincaré in Begleitung von französischen Kriegsschiffen, die die Newa hinunter bis nach Petersburg hinein-  
führten, und dem damit in Verbindung stehenden Tamtam zur russisch-französischen Verbrüderung änderte sich das Bild auf dem Newst-Prospekt, der Hauptstraße Petersburgs und dem Hauptplatz aller Demonstrationen. Schon kamen beunruhigende Nachrichten aus dem Süden, das Ultimatum unseres Bundesgenossen an Serbien, schließlich die Kriegserklärung Österreichs infolge der nicht befriedigenden Antwortnote. Zu Tausenden wälzten sich die Menschen mit Fahnen und Standarten von dem Depeschental der „Nowoje Wremja“ die Hauptstraße entlang, das Bild des Jaren und der anderen Dreiverbandshäupter vor sich hertragend; Rufe: „Hoch Serbien, nieder mit Österreich-Ungarn, nieder mit Deutschland!“ unter Abjüngung der Nationalhymne, Sympathieumgebungen vor den verschiedenen Bottschaften. Ein starkes Polizeiaufgebot drängte die Massen von den Gebäuden der deutschen und österreichischen Bottschaft ab. Allgemein identifizierten sich das russische Volk mit den Mördern von Sarajevo. An einen Krieg mit Deutschland dachte natürlich keiner dieser Demonstranten.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel schlug die deutsche Kriegserklärung und das vorausgegangene Ultimatum unseres Reiches ein. Seit acht Tagen bereits lagerten russische Reservisten in Zivil mit Frau und Kind den sieben langen Tag auf den Straßen. Man beruft hier übrigens erst die niedrigen Stände, dann die besseren ein. Stundenlang belagerten zirka 15.000 Menschen die Zeitungsredaktion der „Nowoje Wremja“. Telephonische Anfragen beim Konsulat und der Bottschaft wurden mit „Abwarten“ beantwortet: „Sämtliche Richtungen über das Schwarze Meer, Österreich, Erdtuthunen, Finnischen Meerbusen sind gesperrt“. Am Sonntag, den 2. August, reiste die deutsche Bottschaft mit zirka 100 Köpfen mit Extrazug von Petersburg ab. Die amerikanische Bottschaft, die den Schutz der Deutschen einige Tage später endgültig übernahm, vermochte den vielen Nachfragenden keinen Lichtblick zu geben; die großen Ansammlungen der Deutschen vor dem amerikanischen Botshafterpalais erregten bereits viel Aufsehen. Die Kunde von der äußerst schlechten Ernte in ganz Rußland, von dem weggehenden Vorgehen unseres Kreuzers „Augsburg“ gegen das stark besetzte Libau, letzten Endes die Hehrtitel der Petersburger Zeitungen, der „Nowoje Wremja“ und der „Wetsherne Wremja“, brachten die russische Volksseele zum Überdosen. Professionen mit den voranschreitenden Bopen, die übrigens auch im Felde den Regimentern mit dem Kreuz voranziehen, Demonstrationen gegen Deutschland usw. waren an der Tagesordnung. Bei der Nachricht, daß die Deutschen die Zarinmutter in arger Weise belästigt und festgehalten — in Wirklichkeit hatte man sie über Kopenhagen geleitet anstatt über die deutsche Ostgrenze, ihre glückliche Ankunft erfuhr natürlich niemand in Petersburg — ja sogar den Großfürsten Konstantinowitsch kriegsgefangen gehalten, kannte die Volkswut keine Grenzen mehr. Gewaltige Menschenmassen durchtöbten die Hauptstraßen und zerstörten deutsche Geschäfte und alles, was deutsche Buchstaben führte. Das einem Österreicher gehörende Kaffeehaus „Reiter“ wurde mit einem Steinbägel überschüttet. Ich bemerke übrigens gleich jetzt, daß die ganze Demonstration, woran sich in allererster Linie der Mob beteiligte, mehr einer von den Zeitungen bezahlten Sache gleich, hinter denen die Regierung, beziehungsweise die Kriegspartei der Großfürsten steht, die entgegen dem russischen Generalfstab vermöge ihrer persönlichen Macht ganz dem Kriegsgeanken gegen Deutschland nachhängt. An

Arbeiten war schon lange nicht mehr zu denken. Gegen Abend suchte ich das internationale Hotel „Astoria“, ähnlich dem Berliner „Adlonhotel“, gegenüber der deutschen Bottschaft auf, da man sich hier besonders sicher fühlte. Lügnachrichten wurden unter die wütende Menge in arglistiger Art durch Sonderblätter verbreitet, um sie gefügiger für den Krieg gegen uns zu machen, ich las unter anderem: Kaiser Franz Joseph sei infolge der Aufregung der letzten Tage am Herzschlag gestorben; unser Kaiser habe sich vergiftet, auf den Kronprinzen sei geschossen worden; Liebnacht, samt den sozialdemokratischen Führern, leben nicht mehr; Elsaß im hellen Aufbruch gegen seine Bezugslinger von 1870/71; die englische Marine beschieße Kiel und liefere der deutschen Flotte eine Schlacht in der Ostsee und ähnliches mehr. Wir Deutsche wußten, woran wir waren und auf wen wir uns verlassen konnten.

Das Schrecklichste, was ich bisher je gesehen habe, sollte ich an diesem Abend, dem denkwürdigen 4. August, erleben. Schon ergossen sich gewaltige Menschenmassen auf den großen Platz vor der deutschen Bottschaft. Mit Stangen, Hämmern, Meißeln und anderen Brechwerkzeugen versuchte man das mit schweren bronzenen Türen und mit eisenvergitterten Fenstern versehene Palais zu stürmen. Durch Seitengänge drang der Pöbel in das Innere und erleuchtete alle Zimmer; sogleich begann ein Bombardement gegen die Fenster, die sämtlich zertrümmert wurden. Was nicht niert- und nageltief war, flog zum Fenster hinaus und die kostbare Einrichtung des gelamten Palais, Bibliotheken, goldene Kronleuchter, seidene Tapeten, alles wurde kurz und klein geschlagen und zerstört. Bald loderten die Flammen eines Scheiterhaufens auf. Die Wütenden stürmten durch das ganze Gebäude; zwei Botchaftsdienere retteten sich im Emsd über das Dach hinweg zur italienischen Bottschaft. Mein persönlicher Bekannter, der greise Überleber unserer Botchaft, Dostrat K a t t e r, fiel in einem Saale in die Hände des rasenden Volkes und wurde durch Dolchstiche ermordet. Der deutsche Reichsadler auf dem Dache wurde heruntergerissen. Nun ging's an die von der deutschen Kolonie gestifteten Bronzefiguren, die beiden nackten Kollensker, die schon lange den Petersburgern in der Nähe der Jaakskirche ein Dorn im Auge waren und stets den Unwillen dieser Scheinheiligen erregt hatten. Lange hielten sie stand; endlich gaben sie nach, eine Figur stürzte hinunter und wurde in die Wolke geworfen, die andere erschlug auf dem Dache einen Feuer. Die bereitgehaltene Feuerwehr löschte einige Flammen, vor unserem Hotel stand ein starkes Polizeiaufgebot und sah friedlich lächelnd zu. Die Tränen stürzten mir in die Augen, diesem Zerstückungswort zusehen zu müssen. Ich schlich mich schnell nach Hause. Noch im Schlafe glaubte ich die Schmach- und Wutrufe: Nieder mit den Deutschen! Nieder mit Deutschland! zu hören, sah mit verbissener Mut, wie unser deutscher Reichsadler bespuckt wurde. Am anderen Tage verübte eine Bekanntmachung des Stadthauptmannes, des Fürsten Dolenski, daß jeder Demonstrant sofort von den erst jetzt in Massen aufgestellten Kosaken verhaftet würde. Am Mittwoch, den 5. August, war mehr Ruhe. Ein Sonderblatt, das ich mit nach Jena gerettet habe, brachte in großen Lettern die erschütternde Nachricht, daß zwei deutsche Mannen von den Franzosen gefangen genommen seien. Eine Anfrage bei der amerikanischen Bottschaft ergab daselbe wie früher: „Es gibt kein Entweichen mehr, abwarten. Selbst die am 30. Juli nach Wirballe Abgereisten haben deutschen Boden nicht erreicht.“ An eine bestimmte Ausweisung aller Deutschen konnte nicht gedacht werden, da die Bahnen mit ihren wenigen Linien bei weitem nicht ausgereicht hätten, annähernd 300.000 Reichsdeutsche zu befördern; die Regierung brauchte alles für das eigene Meer.

Auf dem Wege in meine Wohnung begegnete ich einem russischen Artilleristen, der mir, um seinen Hunger zu stillen, seine Stiefel verkaufen wollte. Ich gab ihm zu essen. Entgegen den in Deutschland verbreiteten Meldungen stand in Petersburg am 5. August bereits fest, daß der Zar mit seiner Familie die Residenz Petersburg verlassen und sich nach dem sicheren Moskau zurückgezogen habe. Auch in Petersburg traf man Vorkehrungen zur Verteidigung, indem man Befestigungen anlegte, die Wälder rings um die Stadt niederlegte und ähnliches. Die Einfahrt in den finnischen Meerbusen war durch Verrentung einer Reihe von Handelsschiffen und Personendampfern, darunter auch einigen deutschen, unzugänglich gemacht und gewissenhaft unterminiert worden. Übrigens wurde uns schon auf der Fahrt durch Finnland das ungläublich erscheinende Gerücht bekümpft, daß der wertvolle finnische Hafen Hangö infolge eines durch Telegrammverfälschung hervorgerufenen Mißverständnisses von dem dortigen Kommandanten völlig zerstört worden sei. Die Anfrage des russischen Generalstabes, in welcher Zeit Hangö vernichtet sein könnte, beantwortete der Kommandant mit der vollständigen Zerstörung des Hafens.

Allmählich bemächtigte sich uns Deutschen doch eine gewisse Befremdung, um so mehr, als wir von der Heimat und unserem Heer nichts Wahres, sondern nur die Lügnachrichten russischer Zeitungen hörten, die sich siederlich schon längst diese Märchen für ihre Leser ausgedacht hatten. Sie wiederzugeben, widerstrebt meiner Feder. Sollten wir vielleicht doch noch ausgewiesen werden? Keine Nachricht. Am Mittwochabend erfuhr ich durch unseren Bediensteten, daß ein im selben Hause wohnender Schwede am anderen Tage früh über Finnland abfahren wolle. Meine Erkundigungen bei ihm bestätigten die Tatsache. In aller Eile lösten wir, mein Freund, dessen Frau und ich, Fahrkarten nach Tornea (Grenzstation zwischen Finnland und Schweden). Wenn ich von unseren Reisenden die Reisemöglichkeit zurufen konnte, tat ich's; 15 von mir unterrichtete Deutsche fanden sich mit uns am Bahnhof ein; einige hatten ihre Pässe nicht prüfen lassen. Mein telephonischer Anruf bei der amerikanischen Bottschaft brachte uns immer noch keine Gewißheit; wir sollten mit Gott fahren. Nur ein Gepäckstück, in dem das Notwendigste untergebracht war, durfte jeder durch die Sperre mitnehmen. Infolge der Überfüllung der zweiten Klasse fuhrn wir erster Klasse und kamen nach drei Tagen und zwei Nächten in Tornea, dem russischen Grenzort, an. In Wiborg am 6. August bereits erfuhrn wir, daß die Deutschen bis zum 4. August Finnland zu verlassen hätten, eine nette Aussicht, die uns mit Bangen erfüllte. Für einen Tag wurden sämtliche Fenster verhängt, da uns die Befestigung an dieser Seite des finnischen Meerbusens verborgen bleiben sollte. Meine insgeheim angestellten Veruche ließen mich nichts von Befestigungen erkennen. An der Küste des Bottnischen Meerbusens entlang wurde uns in Kübi-maki versichert, wir kämen nicht über die Grenze. Wo der Zug hielt, bewirteten uns und die übrigen Ausländer die Finnländer aufs lebenswürdigste unentgeltlich und zeigten eine überaus freundliche Stimmung.

In Uleaborg, einem größeren Städtchen am Meere, dessen Bahnhof besonders stark vom Militär bewacht war, wurde nachgeforscht. Wir durften den Zug nicht verlassen. Jetzt sollte es sich entscheiden, ob wir durchfahren oder nicht. Mehrere Offiziere und der Stadthauptmann sichtigten das internationale Menschenmaterial, beim letzten Wagen des Zuges beginnend. Wir befanden uns in der Mitte des Zuges und sahen, wie eine Reihe Deutscher und Österreicher, militärisch stark begleitet, mit ihrer notwendigen Habe abgeführt wurden. Ein Grauen beschlich uns bei dem Gedanken, nun doch der russischen Gefangenschaft an-



Die Ermordung des berühmten Goldschmiedemeisters Johann Baptist Schmitt durch die Arbeiter in der Fabrik in der Nähe von Wien.

Nach einer Originalzeichnung von A. Schöfer.

heimgefallen zu sein. Denn die Ausichten waren keine guten; Archangelst am Weißen Meer und die nächsten östlichen Provinzen sollten den Gefangenen zum Aufenthalt dienen. Sein oder Nichtsein! Wer es am eigenen Leibe verspürt hat, wird es zu begreifen wissen. Die Frau meines Freundes hatte sich schluchzend an ihren Gemahl geflammert; ich selbst befand mich ebenfalls nicht gerade in rosigster Stimmung; so nahe an der

Grenze und womöglich noch dran glauben müssen! Von den an unserem Abteil vorbeigeführten erfangenen Deutschen erfuhren wir, daß man nach der Militärpflicht besonders fragte; wahrscheinlich hatten sie es nur auf Dienstuntauglich abgesehen. An die 50 Deutsche saßen bereits fest. Jetzt kam unser Abteil erster Klasse an die Reihe. Ein jüdischer Kaufmann, gefragt, was er sei, gab zur Antwort: Unteroffizier der Reserve, anstatt Kaufmann; schon war's trotz Bittens und Wehklagens um ihn geschehen. Ich erklärte, ich sei dienstuntauglich; auf die Frage warum, wies ich meine von einer Schildbrüstenoperation zurückgebliebene große Narbe vor und konnte sitzen bleiben. Mein Freund, unklammert von seiner schluchzenden Frau, schloß Kurzsichtigkeit und anderes vor und kam frei. Ein waderer Autolenker hatte mit seinem doppelten Beinbruch kein Glück. An die

70 militärpflichtige Deutsche mußten zurückbleiben; wehmütig sahen wir sie scheiden. In Tornea noch eine Paßkontrolle, dann über das Grenzfließwasser und frei waren wir — Gott sei es gedankt —, auf schwedischem Boden. Ein dreifaches Hurra auf unser deutsches Vaterland wurde von allen brausend aufgenommen.

Nach einem Marsch von 3 bis 4 Kilometern gelangten wir bei strömendem Regen nach Sapparanda; was deutsch war, konnte einfach durchgehen, andere mußten ihre Pässe vorweisen. Bei einem Glase Schwedenpunich feierten wir unsere Rettung. Zu Schiff erreichten wir Lulea, wo bereits der deutsche Hilfsverein mit Unterstützung schwedischer Familien in Tätigkeit war und uns Brote, Milch, den Bedürftigen Geld überreichte. Am Sonntag, den 9. August, fuhren wir nach Stockholm in See, an der herrlichen Ostküste Schwedens entlang, begegneten wir schwedischen Kriegsschiffen, Torpedoboote. Am Dienstag abend fuhren wir in den Hafen von Stockholm, Schwedens Haupt-

stadt, ein. Eine mächtige Begeisterung für unsere deutsche Sache herrschte hier. Das schwedische Militär, das bereits zur Sicherung der Neutralität mobil gemacht war, imponierte uns sehr und machte auf unserem Spaziergang durch Stockholms Straßen einen schneidigen Eindruck. Anderen Tags führte uns die Eisenbahn in raschem Tempo (90 Kilometer) in zwölf Stunden nach Malmö. Ein schwedisches Schiff brachte



Als Damen verkleidete russische Spione werden von österreichischen Grenztruppen abgefangen.

Nach einer Originalzeichnung von H. Schmann.

uns früh 5 Uhr von Trelleborg — die bekannte Fähre war bereits eingestellt — zusammen mit dem einen Tag nach uns von Petersburg abgereisten österreichischen Botschafter nach siebenstündiger Fahrt nach Sankt. Welch ein erhebendes Gefühl, deutschen Boden wieder unter den Füßen zu haben.

Es ist ein merkwürdiges Bild, das sich der Welt zeigt. In Deutschland und in Österreich-Ungarn geht man mit Ruhe, Ernst und sittlicher

Würde dem aufgezwungenen Krieg entgegen. Man trifft wohl die nötigen Sicherheitsmaßregeln, aber kein Franzose, kein Russe, kein Engländer wird belästigt, wird injustiziert, wird auch nur in seiner persönlichen Freiheit beschränkt. In den Ländern der Tripelentente dagegen ist

man in größter Erregung, der Haß feiert Orgien und die aufgeregten Leidenschaften wenden sich heimtückisch und feige gegen die Bedauernswerten, die der Krieg in Feindesland überrascht hat, die sich nicht wehren, die nicht einmal fliehen können. . . .

## Die Mobilisierung Europas.

So war denn der Krieg da, der europäische Krieg. Die Völker rüsteten in fieberhafter Eile zu dem größten Kampf, den die Welt je erlebt hat. Die Aufstellung der Millionenheere in Österreich-Ungarn und in Deutschland vollzog sich in musterhafter Ruhe und Ordnung. Die Stimmung in der Monarchie wie im Reiche war vortrefflich; der Geist der Zuversicht besetzte die Armeen und Völker. Wir haben schon darauf hingewiesen, wie in der Monarchie in diesen Tagen der Wiedergeburt Österreich-Ungarns alle nationalen Eifersüchteleien mit einemmal zum Schweigen kamen, wie Deutsche und Ungarn, Tschechen und Kroaten, Polen, Ruthenen und Rumänen sich plötzlich eins fühlten. Diese Eintracht den Feinden gegenüber hatte etwas seltsam Ergreifendes, das niemand vergessen wird, der es miterlebt hat.



Erzherzog Friedrich,  
Generalinspektor und Kommandierender der  
österreichisch-ungarischen Armee.

Unermüdllich, ruhig und sicher arbeitete die große Maschine, die Tausende und Hunderttausende von Soldaten an die Grenze beförderte, Tausende und Hunderttausende von Reservisten und gedienten Landsturmlenten in die Garnisonstädte brachte. Eine bewundernswerte Fröhlichkeit lag über den Truppen, die den Kampf gegen weitüberlegene Feinde aufnehmen sollten, und wo sich in den Straßen der Hauptstädte ein Trupp Soldaten zeigte, war er Anlaß zu freudigen patriotischen Kundgebungen. Das Feldgrau, in das unsere Söhne, unsere Brüder gekleidet wurden, war ein Zeichen für die Uniformierung der Seelen, die sich in diesen Tagen angesichts der drohenden Gefahren vollzogen hatte.

Das Parlament ist nicht versammelt; Anlaß zu besonderen Kundgebungen bietet sich nicht. Erzherzog Friedrich wird zum Höchstkommmandierenden ernannt, mit dem Chef des

Generalstabes Conrad v. Hötzendorf, der Hoffnung unserer Offiziere, an der Seite.

Eine großzügige Liebestätigkeit beginnt; die Spenden für das Rote Kreuz, für das Kriegsfürsorgeamt, für die Familien der Eingekerkerten fließen reichlich.

Über der ganzen Monarchie schwebt der Geist der Zuversicht und des Vertrauens.

In gleicher Art, mit einer Präzision ohnegleichen, vollzieht sich die Mobilisierung im Deutschen Reiche. Was hatte der Mobilisierungsbefehl auch hier für einen Riesenumschwung hervorgerufen.

Drei, fünf Tage vorher waren dieselben Menschen noch leichtsinnige Enthusiasten, laut Begeisterte, die Hurra schrien und patriotische Lieder stehend sangen. Sie waren laut wie die Kinder, wenn sie ein buntes Spielzeug oder eine erleuchtete Fontäne sehen.

Nun aber kam plötzlich die Gewißheit des Krieges

mit Rußland und vielleicht auch seinen Verbündeten.

Man war nicht von ihm überrascht worden, trotz aller Tücken — aber wie er da war, fand er Menschen, die sich des Zieles bewußt sind.

Alles Laute, Verschwommene, Schrilles war von diesen Menschen wie ein Tuch abgefallen. Wie alle Meinungsverschiedenheiten, alle Parteidifferenzen beseitigt waren, so war auch der innere Ausgleich zwischen den Menschen als Menschen und als Kasten völlig verschwunden. Es war nicht die etwas laute, wie angeheitert aussehende Verbrüderung, wie sie slavische Menschen in großen Stunden zu zeigen pflegen. Man fiel sich nicht um den Hals und küßte sich, wie es feinerzeit in Rußland geschah, man gab sich auch nicht die Hand und verständigte sich über ein Ziel und eine Absicht. Es war keine

Verbrüderung — sondern eine starke, zielbewußte Vermenschlichung, wie sie noch niemals so stark und so einheitlich ausgeprägt zum Ausdruck gelangt war.

Und zwölf Stunden darauf gab es in Deutschland keine Reichen und keine Armen mehr, keine Vorgesetzten und keine Untergebenen — es gab nur Menschen, die in den Krieg gehen — und Menschen, die zu Hause bleiben und diese Krieger unterstützen, sie und ihre Angehörigen.

Die ersten Soldaten zeigen sich in ihrer neuen grauen Felduniform in den Straßen Berlins. Die Menschen sind verwandelt. Knaben, die Männer sein wollen, haben den Stolz des Soldaten in den Augen, der das ganze deutsche Volk erfasst hat.

\*

Und in diese gehobene Stimmung hinein fallen knappe, erhebende Kundgebungen des Kaisers, der Kaiserin, der Bundesfürsten.

Am 6. August veröffentlicht das Heeresverordnungsblatt folgenden allerhöchsten Erlaß an das deutsche Heer und die deutsche Marine:

„Nach dreiundvierzigjähriger Friedenszeit rufe Ich die deutsche wehrfähige Mannschaft zu den Waffen. Unsere heiligsten Güter, das Vaterland und den eigenen Herd gilt es, gegeneinander ruchlos zu überfallen zu schützen.

Feind ringsum! Das ist das Kennzeichen der Lage. Ein schwerer Kampf und große Opfer stehen uns bevor.

Ich vertraue, daß der alte kriegerische Geist noch in dem deutschen Volk lebt, jener gewaltige kriegerische Geist, der den Feind, wo er ihn findet, angreift, koste es, was es wolle, der von jeder Furcht und Schrecken unserer Feinde gewesen ist.

Ich vertraue auf Euch, Ihr deutschen Soldaten! In jedem von Euch lebt der heiße, durch nichts zu bezwingende Wille zum Siege, jeder von Euch weiß, wenn es sein muß, wie ein Held zu sterben.

Gedenkt unserer großen ruhmreichen Vergangenheit! Gedenkt, daß Ihr Deutscheid! Gott helfe uns!

Berlin, Schloß, 6. August 1914.

W i l h e l m .“

Liegt in diesen schlichten Worten nicht eine Kraft ohnegleichen? Der Kaiser hat das Eiserne Kreuz erneuert; der alte Helengeist von 1870 feiert eine gewaltige Auferstehung im deutschen Volk und in seinen Führern.

\*

König Ludwig von Bayern erhält die Nachricht von der am 4. August abends erfolgten

Kriegserklärung Englands an das Deutsche Reich. Er lagte ruhig:

„Ein Feind mehr, damit ein Grund mehr, uns bis zum letzten Atemzuge zusammenzuschließen. Unsere Sache ist gerecht, Gott wird uns nicht verlassen.“

Das ist derselbe Geist, aus dem heraus König Ludwig am Kaiser Wilhelm am 2. August depechiert hatte:

„Das bayrische Heer ist heute mit Beginn der Mobilisierung unter Deinen Befehl als Bundesfeldherr getreten.

Schon in Friedenszeiten in dem Geiste erzogen, der die deutschen Truppen vor 44 Jahren zum Siege führte, wird das bayrische Heer sich des Vertrauens würdig erweisen, das ganz Deutschland in seine Kriegstüchtigkeit setzt.

Nie ist das Deutsche Reich vor einer ernsteren Entscheidung gestanden, als in dieser Stunde, in der seine Fürsten und Völker wie ein Mann aufstehen, um seine Ehre, Stellung und Zukunft gegen mächtige Feinde zu verteidigen. Nie aber wird die unerschütterliche Treue, in der die Deutschen zusammenstehen, sich überwältigender offenbaren als in dem Kampfe, der uns aufzwingen wird. Das Vertrauen auf Gott und seine Gerechtigkeit wird unsere Heere stärken in dem Bewußtsein ihrer Geschlossenheit und eisernen Mannszucht. Erstens Mutes werden sie, wenn es zum Krieg kommen sollte, den Kampf für das teure gemeinsame Vaterland, für den Ruhm und die Würde des deutschen Namens mit Ehren bestehen.

In dieser Erwartung heiße ich Bayerns Söhne, sich um ihre Fahnen zu scharen, und bitte Gott, er möge, wenn der Kampf entbrennt, den deutschen Waffen Sieg verleihen.“

Derselbe Geist, aus dem heraus König Ludwig an das Heer folgendes Manifest gerichtet hatte:

„An mein Heer! Alle Versuche, den Frieden in Ehren zu wahren, machten unsere Nachbarn zu Schanden. Die Ehre des Reiches, das Schicksal des Vaterlandes stehen auf dem Spiele und zwingen uns das Schwert in die Hand. Unter dem Oberbefehle unseres erhabenen, geliebten Bundesfeldherrn, des deutschen Kaisers, wird auch die schon in manch schweren Tagen erprobte bayrische Armee ihren Mann stellen, ihrer in ernster Friedensarbeit geschäkten Kraft bewußt, ein würdiges Glied unseres großen deutschen Heeres, würdig der Opfer ihrer Väter. Mit diesen Wünschen begleite ich meine brave Armee ins Feld. Vertrauend auf den allmächtigen Gott, der unsere gerechte Sache schützen wird, erlebe ich seinen Segen für Bayerns und des deutschen Heeres Fahnen.

Gegeben zu München, am 1. August 1914.

L u d w i g .“



Einwaggonierung von österrcichisch-ungarischen Infanterietruppen vor dem Wiener Arsenal.

Alle deutschen Bundesfürsten sind von diesem Geiste beseelt. So erläßt Großherzog Ernst Ludwig von Hessen folgenden Aufruf:

„An mein Hessenvolk! Für unser geliebtes Vaterland hat eine ernste Stunde geschlagen. Von Osten und Westen droht der Feind in einem frevelhaft uns aufgedrungenen Kriege in die Grenzen des Reiches einzudringen. Der Kaiser hat zu den Waffen gerufen. Es gilt, die höchsten und heiligsten Güter zu wahren. Ich vertraue auf die alte Hessentreue, die sich in schwerer Zeit stets bewährt hat. Ich hoffe, daß mein Volk die großen Opfer an Gut und Blut freudig bringen wird, die jetzt von ihm gefordert werden. Meine innigsten Wünsche begleiten meine Hessen, die berufen sind, mit den Waffen in der Hand für Kaiser und Reich zu streiten. Wem es aber nicht beschieden ist, ins Feld zu ziehen, der erfülle zu seinem Teil die großen Aufgaben, die den in der Heimat Bleibenden obliegen. Gottes Segen begleite unsere tapferen Streiter und bewahre unser teures Vaterland.“

\*

Am 6. August erscheint in einer Sonderausgabe des „Reichsanzeigers“ folgender Aufruf Kaiser Wilhelms:

„An das deutsche Volk!

Seit der Reichsgründung ist es durch 43 Jahre Mein und Meiner Vorfahren heißes Bemühen gewesen, der Welt den Frieden zu erhalten und in Frieden unsere kraftvolle Entwicklung

zu fördern. Aber die Gegner neiden uns den Erfolg unserer Arbeit. Eine offenkundige und heimliche Feindschaft von Ost und West, von jenseits der See haben wir zu ertragen im Bewußtsein unserer Verantwortung und Kraft.

Nun aber will man uns demütigen. Man verlangt, daß wir mit verschränkten Armen zusehen, wie unsere Feinde sich zu tückischem Überfall rüsten. Man will nicht dulden, daß wir in entschlossener Treue zu unserem Bundesgenossen stehen, der um sein Ansehen als Großmacht kämpft und mit dessen Erniedrigung auch unsere Macht und Ehre verloren ist. So muß denn das Schwert entscheiden. Mitten

im Frieden überfällt uns der Feind. Darum auf zu den Waffen! Jedes Schwanken, jedes Zögern wäre Verrat am Vaterlande.

Um Sein oder Nichtsein unseres Reiches handelte es sich, das unsere Väter sich neu gründeten. Um Sein oder Nichtsein deutscher Macht und deutschen Wesens. Wir werden uns wehren bis zum letzten Hauch von Mann und Roß, und wir werden diesen Kampf bestehen auch gegen eine Welt von Feinden. Noch nie ward Deutschland überwunden, wenn es einig war. Vorwärts mit Gott, der mit uns sein wird, wie er mit den Vatern war.

Berlin, den 6. August 1914.

Wilhelm I. R.“



Abmarsch des bosnisch-hercegovinischen Infanterieregiments Nr. 1.

Kaiserin Auguste Viktoria erließ am gleichen Tage folgenden Aufruf an die deutschen Frauen:

„Dem Rufe des Kaisers folgend, rüstet sich das Volk zu einem Kampfe ohnegleichen, den es nicht heraufbeschworen hat, den es nur zur Verteidigung führt. Wer Waffen zu tragen vermag, wird freudig zu den Fahnen eilen, um mit dem Blute einzustehen für das Vaterland. Der Kampf aber wird ein ungeheurer, die Wunden unzählige sein, die zu schließen sind. Darum rufe ich Euch, deutsche Frauen und Jungfrauen, alle, denen es nicht vergönnt ist, für die geliebte Heimat zu kämpfen, zur Hilfe auf. Trage jede nach Kräften dazu bei, unseren Gatten, Söhnen und Brüdern den Kampf leicht zu machen.

Ich weiß, daß in allen Kreisen unseres Volkes ausnahmslos der Wille besteht, diese hohe Pflicht zu erfüllen. Gott der Herr aber stärke uns zu dem heiligen Liebeswert, das auch uns Frauen beruft, unsere ganze Kraft dem Vaterlande im Entscheidungskampfe zu weihen. Wegen Sammlung freiwilliger Hilfskräfte und Gaben aller Art sind weitere Bekanntmachungen von denjenigen Organisationen bereits ergangen, denen diese Aufgabe in erster Linie obliegt und deren Unterstützung vor allem nötig ist.

Am 6. August. Auguste Viktoria.“

✱

Königin Marie Theresie von Bayern wendet sich an die Frauen des Königreiches und sagt:

„Die eisernen Würfel sind gefallen; es sollte dem deutschen Volke nicht gegönnt sein, noch weiter die Segnungen des Friedens zu genießen.

Nun gilt es, deutsches Land und deutsche Art zu schützen gegen den Feind.

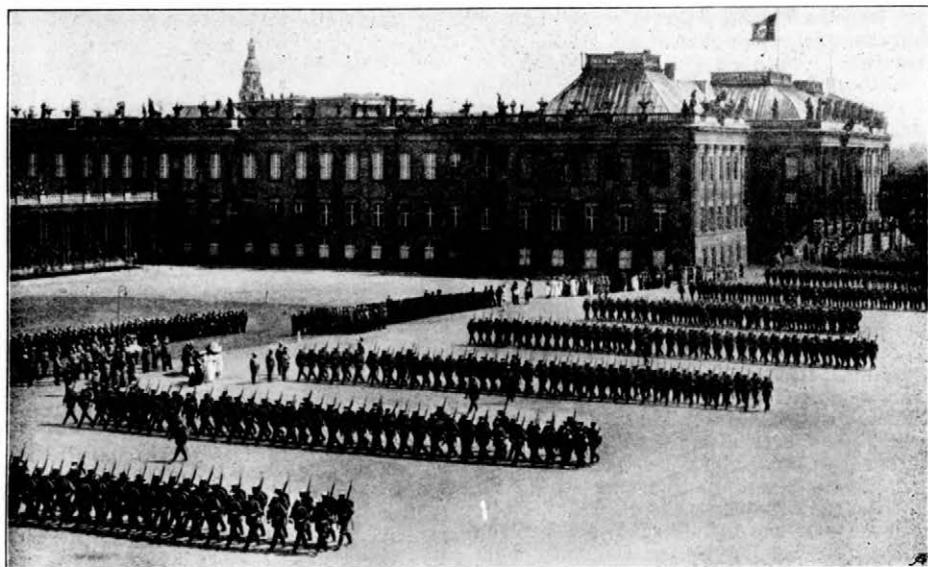
Begeistert schart sich das bairische Volk um seinen vielgeliebten Landesherrn, Seine Majestät König Ludwig III., Schulter an Schulter stehen unsere Bayern in der geschlossenen Reihe aller Deutschen unter der Führung Seiner Majestät des deutschen Kaisers. In festem Gottvertrauen blicken wir voll Zuversicht und Stolz auf unsere brave, tapfere Armee. Niemand kann ihren Angehörigen vergelten, was sie in selbstloser Hingabe für uns zu opfern bereit sind.

Euch aber, denen es nicht vergönnt ist, mit Blut und Leben für des Vaterlandes Ehre einzutreten, bitte Ich innigst, nach Kräften mitzuwirken zur Linderung der Not jener Braven, welche das feindliche Geschloß oder die Bescherden des Krieges verwunden oder sich zu Boden werfen. So stellt Euch denn, die Ihr wohl alle liebe Angehörige bei der Armee wißt, in den Dienst des Roten Kreuzes, gleich meinen Töchtern Hildegard, Helmtrude und Gundelinde.

Draußen fließt Blut, herinnen fließen Tränen, am bittersten da, wo zur Sorge der Seele die Not des Leibes kommt. Auch hier muß und wird geholfen werden. Das Notwendige bereiten wir eben vor im Anschluß und im Zeichen des Roten Kreuzes. Meine Töchter Adalgunde



Eine sächsische Pferdekommision beim Pferdeintausch in Grad.



Abchiedsparade des 1. Garderegiments zu Fuß vor dem deutschen Kaiser in Potsdam.

und Wiltrude arbeiten auf diesem Fürsorgegebiete mit.

Soldaten, die Ihr ins Feld zieht, Ich, die Königin, sage Euch, Eure tapferen Frauen und Eure lieben Kinder sollen nicht Not leiden; schaut voraus gegen den Feind, Euren Lieben gehört nun unsere Sorge.

Alle Kreisauschüsse und Zweigvereine des Bayerischen Frauenvereins vom Roten Kreuz ersuche Ich, unverzüglich auf der Grundlage der bisherigen Vorarbeiten an die weitere Ausbildung von Pflegekräften, Beschaffung von Leib- und Bettwäsche, Verband- und Lebensmitteln heranzutreten, um die Bestände unserer Lazarette, Pflegestätten, Genesungsheime und Sammelstellen auf möglichste Höhe zu bringen.

Bayerens Frauen und Jungfrauen werden wie im Feldzuge 1870/71 ihre vaterländische Pflicht erfüllen, das weiß Ich, denn solcher Frauendienst ist gottgefällig.

Schaut Euch um Eure Königin!

König, Vaterland und Armee werden es Euch danken.

München, 2. August 1914.

Marie Theresie, Königin von Bayern."

\*

Die deutschen Studenten erließen folgenden Aufruf:

„Deutsche Brüder!

Das Vaterland ist in Gefahr! Der Feind bedroht unser deutsches Land! Der Krieg wird

unserem Friedenskaiser von den russischen Nachhabern aufgezwungen. Wir wollten Frieden, aber unsere Gegner wollten Krieg, und Schmach ward unserem Kaiser, unserem Land angetan!

Deutsche Männer!

Das Heiligste der deutschen Nation — die Ehre ward beschmutzt. Der Väter Erbe — Deutschlands Freiheit, Deutschlands Einigkeit bedroht von unseren haßerfüllten Feinden!

Brüder!

Einhundert Jahre sind vergangen, daß deutsche Männer, nach Zeiten fürchterlicher Not, durch Drang und fremde Herrschaft sich wieder auf das eigene deutsche Ich befannen, des deutschen Landes Urkraft aus den Fesseln sprengten, mit Gott und fürchterlicher Mut das Übermenschliche bekämpften — und es gelang! — Die deutsche Kraft und deutsche Einigkeit befreite deutsches Land — die Entel aber jener großen Zeit, die gaben uns ein einig deutsches Vaterland.

Das waren unsere Väter!

Wollen wir nun dulden, daß fremde Völker kommen in das Land, zu schänden, was die Väter mit dem vergoßnen Blut geheiligt? Wir könnten uns nicht solcher Feinde wehren, daß wir uns müßten unseres deutschen Namens schämen? Rimmermehr! Wir wollen's halten wie deutsche Männer von Urväter Zeiten an

— wenn je das Land und ihre Freiheit in Gefahr, wenn fremde Völker wollten deutsche Männer sich zu Knechten machen, dann einigte der Drang das weite deutsche Land, die Rut brach los, die ungeheure, zur Waffe griff ein jeder Mann, ein einig urgewaltig Volk, so scharten sie sich um den Führer — die Losung war: Frei oder tot, doch Knechte nimmermehr!

Und frei war Deutschland und war groß zu aller Zeit, wenn deutsche Männer sich als einig Volk verbunden. So mahnet uns die große deutsche Volksgeschichte.

Darum, deutsche Brüder,

wollen auch wir in ernster Stunde der Gefahr solch deutschen Vätern, unseren deutschen Müttern würdig uns erweisen. Wir wollen uns um unseren Kaiser scharen bis auf den letzten Mann, ein einig Volk von Brüdern, denn jetzt gibts keinen Unterschied im deutschen Land — du, Bruder, und ein Druck der Hand, so einigt diese Stunde für das deutsche Vaterland. Wir wollen unsere Herzen hinauf zu unserem Gott erheben, für deutsche Ehr' und deutsche Freiheit freudig unser Blut hingeben,

frei oder tot, doch Knecht nimmermehr!  
So walte unser Herr Gott!

Die deutschen Studenten.“

So war die Stimmung im Deutschen Reich. Lassen wir kurz noch einen Schweizer sprechen, der die ersten Mobilmachungstage in Deutschland miterlebt hat. Er erzählt:

Ich stand am 1. August zu Füßen des deutschen Kaisers, als er vom Balkon des Berliner Schlosses zu hunderttausend Deutschen sprach; sprach wie ein Soldat und wie ein Herrscher, dem eine Größe sicher nicht fehlt: der unerschütterliche Glaube an seine Berufung. Ich hörte die harten, klaren Worte über den weiten Platz schallen, stand mitten drin, als hunderttausend Arme in rasendem Schwung sich zum Himmel streckten, als die grauen Mauern des Schlosses von der „Nacht am Rhein“ und donnernden



Abmarsch eines Wiener Infanterieregiments.

Hochrufen widerhallten. Ich ließ mich von der Menge treiben, die sich über die Hohenzollernbrücke zum Palais des Kronprinzen wälzte, ohne Gedräng, ohne Unordnung durch Autos und Wagen, welche quer die Linden sperren, sich durchwindend. Ich sah, wie aus der Begeisterung der Berliner eine Ekstase ward. Nicht einen Arm reckten sie dem Kronprinzen, seiner lieblichen Frau und dem Kleinen entgegen, den des Vaters Arm über die Brustung hob — beide Arme flogen bebend in die Luft! Dann ging ich weg, ergriffen und still wie einer, der neutral sein muß.

Ich fuhr den folgenden Tag durch das ganze große Land. Ordnung und Ruhe. Allein im Coupé mit einem, manchmal zwei Offizieren. Ernste, oft bittere Gesichter. Abschiede voll Tragik. Nur eine Frau, eine alte, vom Leben zermürbte Dame sah ich weinen, als sie von ihrem Enkel, einem Kadetten der „Selecta“, Abschied nahm. Stets die gleiche Stimmung. Vertrauen auf das eigene Können, Haß gegen Rußland und Bedauern für Frankreich. Kein böses Wort fiel gegen das feindliche Volk.

In Preußen waren kaum Spuren der Mobilisation zu sehen. Nur der Landsturm, der die Strecke bewacht, zeugte vom Kriegszustand. Preußens Bahnhöfe sind riesenhaft: sie sind die Herzstammern des Krieges. Auf hundert Geleisen, die das Auge nicht entdeckte, standen die endlosen Züge bereit, die meist in der Nacht die Truppen aufnahmen und an die Grenze führten.

In Bamberg auf bairischem Boden schaute ich die ersten Soldaten in Reich und Glied. Maschinengewehre und Feldhaubitzen zum Einladen bereit. Graue Felduniformen, gelbes Lederzeug, mattgrüne Gesichtsmäse, so frisch, als ob Krupp sie gestern abgeliefert hätte, alles funkelnagelneu. Ein Bild nicht nur militärisch wundervoll, auch malerisch so nervenreizend, daß man mit Schauern an das Kommende dachte.

## Die Mobilmachung in Frankreich und England.

Ganz anderer Art war die Stimmung, die sich in den Mobilmachungstagen in Frankreich bemerkbar machte. Hier war es ein Gefühl, das den Grundton angab: der Haß gegen Deutschland. Ein Schweizer, der sich in der ersten Zeit nach der Kriegserklärung in Paris aufgehalten hat — wir lassen mit Absicht einen Neutralen zu Worte kommen — erzählt unter anderem:

Nach bevor der Krieg ausgebrochen war, am 30. oder 31. Juli, sagte mir ein Franzose: „Der Weg nach Deutschland führt durch die Schweiz!“ Ein anderer meinte: „Die Schweizer sind ganz deutsch gesinnt, aber wir freßen sie auf.“ Diese beiden Aussagen entsprechen genau dem, was ich in den folgenden Tagen in Paris zu hören bekam und sind kennzeichnend für die „loyale“ Gefinnung des französischen Volkes, die in der gefamten Pariser Presse so gerühmt wurde. Der Deutschenhaß, der immer in sehr gehässiger Weise sich bemerkbar macht



Abfahrt zum Kriegsschauplatz.

und gemacht hat und der nur stillschwiege, wenn der Franzose vom Deutschen etwas gewinnen konnte, wurde durch die Presse zum Fanatismus gesteigert. Wenn ich diesen Deutschenhaß zuerst erwähne, so geschieht das nicht, um etwas Neues zu sagen, aber ich höre, wie ein gefangenener französischer Offizier in Vörsach recht schmeichelhafte Aussagen gegenüber Deutschland machte. Wächte doch das deutsche Volk allen diesen französischen Phrasen keinen Glauben schenken. Das sind Lügen und Hinterlist, mit denen sich die Franzosen einschmeicheln wollen. Alle Franzosen, die ich kennen lernte, haßten die Deutschen. „Dieses Mal zermalmen wir sie!“ Ähnliche Redensarten hörte ich häufig. Die Beamten brüllten die Deutschen an, als sie ihre Aufenthaltsgewilligung für die Zeit der Mobilisation holen mußten. Allen wurde ein Termin gesetzt (der letzte war für den 14. August), an welchem sie sich bei der Kriminalpolizei vorstellen mußten, um dann ins Innere von Frankreich transportiert zu werden. Ich hatte ein deutsches Mädchen, eine Bekannte meiner Frau, unter meinen Schutz genommen und wurde deshalb von der Concierge als deutscher Spion denunziert. Alle meine Bemühungen, das Mädchen mit nach der Schweiz nehmen zu können, scheiterten an den groben Antworten: „Keine Deutschen gehen mehr zum Land hinaus.“ In Paris hörte ich oft, wenn deutsche Käufer

die Läden verließen, wie die Verkäufer und Verkäuferinnen sie „Salles types“ und mit anderen Bezeichnungen benannten. „Bei Maggi Milch kaufen, heißt den Preußen Waffen liefern.“ das las man vor Zahren und seit Jahren schon auf kleinen Zetteln, die überall angeklebt waren. Als diese Depots am zweiten Mobilisationstage zusammengeklagen waren, war es nur noch schwer, Milch zu bekommen, aber auch alle anderen Lebensmittel gingen schon am 12. August aus zu fehlen. Ich bin fest überzeugt, daß Paris heute kaum noch gegen hohe Bezahlung Lebensmittel hat. Nach dem, was ich bis zum 12. August gesehen habe, bricht bald Hungersnot herein. Das Elend war schon in den ersten Tagen groß. Frauen, deren Männer eingerrückt waren, liefen auf den Straßen umher und klagten ihr Elend.

Eine Frau sagte mir Freitag, den 7. August, daß ihr Mann, der am Dienstag eingerrückt war, am Donnerstag noch keine Uniform erhalten hatte und daß sie alle noch in Zivilkleidern sind, keine Untertunfalschlaf haben, ja nicht einmal Stroh zum darauf schlafen. Sie liegen auf dem harten Boden. Die Bahnbewachungsmannschaften, die ich auf der Straße Paris-

Lyon-Bellegarde sah, waren in traurigem Zustande, in Zivilkleidern, teilweise, ja meistens in zerrissenen armligen Kleidern, die Kapsis auf dem Kopfe, einen Gurt mit der Patronentasche um den Leib, ein altes Gewehr mit langem Fashinmesser schlampig in der Hand, so standen die französischen Soldaten da! Wenn dann und wann einer ein paar Drillschößen und eben solchen „Kittel“ — denn es war weder Bluse noch Jacke — anhatte, so waren es die Westuniformierten. Einen sah ich sogar beim Gehen auf einer Station, der Espadrilles, das heißt Schuhe aus leichtem Stoffe mit Schnursohlen, an den Füßen hatte. Diese ganze Bahnbewachungsmannschaft macht einen erbärmlichen Eindruck.

Rhepeth, Wien.

Von mehreren Militärzügen, die ich auf der Fahrt kreuzte, konnten nur zwei als solche bezeichnet werden. Ein Zug, der mehrere Waggons Pferde transportierte, und einer, der mit den Geschützen einer Batterie beladen war. Die anderen waren nur mit requirierten Fuhrwerken beladen, und mit was für Fuhrwerken! Wagen aller Art, von denen die meisten für den Felddienst absolut untauglich sind. Der Eindruck, den diese Fuhrwerktransporte auf uns alle machten, war derart, daß man sich allgemein sagte: „Es nähme uns nicht wunder, wenn die Franzosen auch noch Kinderwagen requirieren würden.“ Daß der französischen Armee der Fuhrpark fehlt, wurde mir schon in Paris klar. Während der zwölf Tage, die ich nach der Mobilisationserklärung noch in Paris war, sah ich in den Straßen der Stadt nicht ein Militärfuhrwerk, nur Privatwagen (Lieferungswagen der großen Modewarengeschäfte — Printemps, Louvre usw. —, Messageries, Bauernwagen usw.) waren es, die von der Armee in Paris benützt wurden. 1064 Automobilomnibusse wurden schon am 3. August nach der Nitzenze geführt, um, wie die Zeitungen meldeten, zur Hälfte zu Fleischtransporten, zur Hälfte als Ambulanzwagen zu dienen.

Während das Volk Raube heulte und schwor, daß die Deutschen dieses Mal „zermalmt“ würden, merkte man doch schon die ersten Tage, daß ihm nicht ganz wohl dabei war. Den Beweis dafür, daß dieses Mal

die Franzosen siegen, lieferten die Prahler nicht dadurch, daß sie auf die eigene Stärke pochten. Immer nur im Volksmunde und in der Presse wurde gesagt: „England und Rußland helfen uns.“ Als am zweiten Mobilisationstag (3. August) Kotten durch die Straßen zogen, um zu plündern, unter dem Deckmantel des Patriotismus, denn sie schlugen alles zusammen, was einen deutschen Namen trug, selbst ein Kaffeehaus am Boulevard de Strasbourg, dessen Besitzer unter den französischen Fahnen stand, lediglich weil „Pischorrbrau“ angeschrieben war — da wurde überall angeschrieben „Maison française“, bezeichnend dafür, welch großes Vertrauen das Pariser Volk zum Schutze durch die Behörden hatte. Trotzdem viele tausend Frauen und Kinder eingerückter Wehrmänner völlig mittellos dastanden, war bis zum 12. August noch kein Hilfsomitee gebildet. Die armen Leute standen hungernd vor den Bürgermeisterämtern und Polizeikommissariaten und baten um Essen. Wer nachwies, daß er Kranke, Kinder oder Greise habe, bekam Gutscheine für Milch, sonst nichts. Es ist dies offenbar nicht Härteherzigkeit, sondern Mangel an Lebensmitteln, der so lange als möglich verheimlicht wurde. Sofort nach dem Kriegsausbruch wurden sämtliche Gefangene (Sträflinge), die zum Dienste tauglich waren, freigelassen. Als Zeichen der Aufopferungsreudigkeit des französischen Volkes wurde publiziert, daß die in den Zuchthäusern verbliebenen Sträflinge Tag und Nacht arbeiten an der Herstellung von Schuhen und von Brot und dabei sogar erklärt haben, sie verzichteten auf ihren Verdienstanteil. Was an unwahren Nachrichten, an Beweisen von Vaterlandsliebe und an Aufhebung gegen die Deutschen von der Presse geleistet wird, ist unglaublich.

Das ist gewiß kein sonderlich anmutiges Bild — wir wollen annehmen, daß sich auch im französischen Volke neben den höchsten Begleitersehnungen wahrer Patriotismus äußerte. Die militärischen Mängel, die sich während der ersten Mobilmachungstage zeigten, sind jedenfalls später so ziemlich behoben worden, und auch die Lebensmittelzufuhr in Paris besserte sich, als erst die Bahnen wieder für den Transport von Lebensmitteln wenigstens teilweise frei waren.

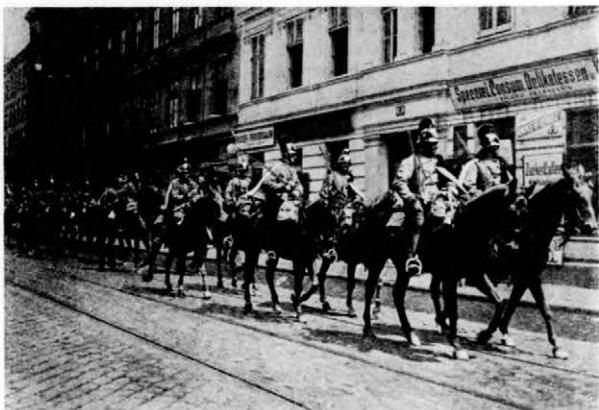
\*

Auch England war dabei, seine Vorbereitungen zum Kriege zu treffen, aber die englische Nation, die es vorzieht, ihre Interessen durch ein Söldnerheer verteidigen zu lassen und selbst zu Hause zu bleiben, vermodete nicht allzuviel Begeisterung für den Krieg aufzubringen, trotz des Hasses gegen Deutschland. Schon einige Tage vor der Kriegserklärung an Deutschland begann die Mobilisierung. Ein Bericht aus London, 1. August, besagt:

Die verantwortlichen Stellen bereiten sich in aller Stille hinter den Kulissen zur Aktion vor. Fieberhaft arbeiten die Drähte, und die Behörden sind in ständiger Verbindung, besonders das Auswärtige Amt, das

Kriegsamt und die Admiralität. Die Offiziere und Beamten, die auf Urlaub waren, sind nach erhaltener telegraphischer Order sofort zurückgekehrt. In aller Ruhe werden die Schiffe bemantelt, Kohlen werden eingenommen; die Kohlenbesitzer haben Order, ihre Kohlenvorräte zurückzubehalten. Die Schiffe liegen gefechts- und abfahrtsbereit in ihren Stationen. Viele Reservisten, die freiwillig die letzte Probemobilisation mitgemacht haben, bleiben im Dienst auf ihrem Schiff. Im Kriegsministerium ist eine Überfülle von Arbeit. Das Land ist so gut wie in einem Kriegszustand, obwohl man in London davon nichts sieht, weil es kein Militär gibt, wenigstens nicht in dem Maße, daß es auffällt. Wer von der Mobilisierung etwas sehen will, muß morgens um 4 Uhr auf den Beinen sein; dann kann man Blauläden durch die Straßen gehen sehen, in kleinen Trupps, anscheinend zu einem nach der Küste oder nach einem Unterplatz abgehenden Zug unterwegs.

Die Eisenbahnlinien, die nach der Küste führen, und die längs der Küste laufenden Linien sind von



Nach dem Kriegsschauplatz abziehendes österr.-ungar. Dragonerregiment.

starken Truppenaufgeboten bewacht. Die Eisenbahnlinien von Chatham aus sind als Rotlinien verlängert und südlich bis nach Queenborough, Port Victoria und Sheerness fortgeführt worden. Die Dubliner Jüliere stehen zwischen Gravesend und Rochester zum Abmarsch — man weiß nicht wohin — bereit. Einige der Territorialregimenter, die die Küstenverteidigung besorgen, haben Befehl erhalten, zum sofortigen Abmarsch bereit zu sein. Ebenso sind die Regimenter der Expeditionstruppen bereits vollständig mobilisiert. Alles ist fertig, und wenn heute oder morgen der Befehl zur Mobilisierung kommen würde, wären nur wenige Regimenter übrig, die dem Befehl noch Folge leisten müßten.

Die Truppen zeigen vorzügliche Stimmung und sind in ausgesetzener Verfassung. Das gesamte Alderhot befindet sich unter Übung, und in der Nähe von Alderhot kann man die Truppen bei Übungen oder kleineren taktischen Manövern sehen.

Einer der interessantesten Mittelpunkte ist das Officers Training Corps, wo es sehr geschäftig zugeht. Hier werden die jüngeren Leute trainiert. Während der letzten zwei Wochen haben mehr als zwöftausend Studenten an den Übungen teilgenommen. Der eine Sammelplatz ist in Windmill Hill, einem beliebten

Ausflugsorte der Londoner. Eine jüngere Division steht in Tidworth Fenning; sie zählt ungefähr 3000 Mann und ist unter ständiger Übung. Auch diese jungen Leute träumen vom In-die-Schlacht-ziehen.

Fast nichts verlautet über die Vorbereitungen der Luftschiffe und Aeroplane, die sich während der letzten Flottenmanöver in recht gutem Zustande gezeigt haben. Überhaupt sind die Nachrichten, die aus den Häfen und von den Küstenstationen einlaufen, äußerst spärlich. Überall scheint eine peinliche Zensur zu herrschen.

Auf den Straßen in London ist das Bild gänzlich verändert. Die Erwartung ist seit Freitag nachmittags, als der Premierminister seine Erklärung im Unterhause kurz vor Schluß der Sitzung abgegeben hatte und die Hiobsbotschaft aus Rußland eingetroffen war, mit jeder Stunde gewachsen. Das allgemeine Thema ist der Krieg. Und zwar nicht der serbisch-österreichische, sondern der europäische.

Aber man würde irren, wenn man glauben möchte, daß dieser europäische Krieg und vor allem die Teilnahme Englands von allen Engländern gebilligt worden wäre. Wir haben schon gesehen, daß Mitglieder des Kabinetts zurücktraten, weil sie mit der Kriegspolitik Greys und Churchills nicht einverstanden waren. Auch in der öffentlichen Meinung war eine große Minderheit gegen den Krieg. Am 4. August, am Tage der Kriegserklärung, wurde in London folgendes Flugblatt in vielen Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet:

„Engländer, tut eure Pflicht! Haltet euer Land fern von einem schmählichen und unsinnigen Krieg! Eine kleine, aber mächtige Clique will euch in den Krieg treiben. Ihr müßt diese Verschwörung vernichten, oder es wird zu spät sein!

Traget euch selbst: Warum sollen wir in den Krieg ziehen?!

Die Kriegspartei sagt: Wir müssen das Gleichgewicht der Kräfte aufrechterhalten, denn wenn Deutschland Holland oder Belgien annektiert, wird es so mächtig, daß es auch uns bedroht.

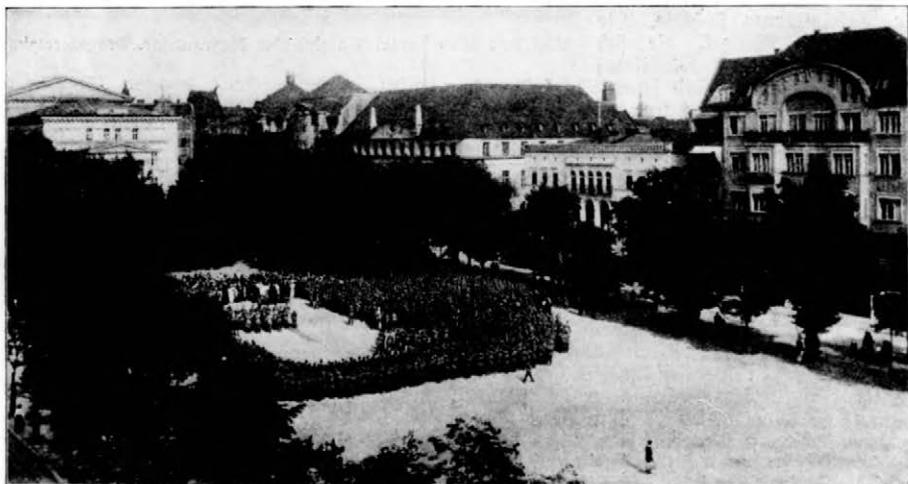
Aber die Kriegspartei sagt euch nicht die Wahrheit. Es ist vielmehr Tatsache, daß, wenn wir an der Seite Frankreichs und Rußlands kämpfen, das Gleichgewicht der Mächte gestört werden würde, wie nie zuvor. Wir würden Rußland zur gewaltigsten militärischen Macht auf dem Kontinent machen. Ihr wißt, was für eine Macht Rußland ist.

Es ist eure Pflicht, das Land vor dem Verderben zu retten. Handelt, bevor es zu spät ist!“

Der Aufruf ist von der „Neutrality League“ erlassen und von einer Reihe bekannter Engländer und Engländerinnen unterzeichnet.

#### Rechtfertigungsversuche.

Der Grund für diese Unzufriedenheit ist leicht zu finden; es gibt ja auch in England Menschen, die ein Gewissen besitzen, und alle die offiziellen Versicherungen, die in willfähigen Blättern veröffentlicht oder im Parlament abgegeben wurden, vermochten dieses Gewissen nicht zu beschwichtigen. Wir möchten in dieser Beziehung darauf hinweisen, daß König Georg am 1. August, als er erfahren hatte, daß Deutschland sich Rußland gegenüber als im Kriegszustand befindlich erklärt hatte, der Meinung war, daß es sich um ein Mißverständnis



Feldgottesdienst eines abrückenden deutschen Regiments.

zwischen den beiden Mächten handle. Er telegraphierte an den Zaren:

„Ich muß glauben, daß diese ernste Entschließung aus einem Mißverständnis entstanden ist. Ich wünsche auf das heftigste keine Gelegenheit zu verjäumen, um die entsetzliche Katastrophe aufzuhalten, die gegenwärtig die Welt bedroht.

Deshalb wende ich mich an Sie mit einem persönlichen Appell, damit Sie das Mißverständnis aus der Welt schaffen, das nach meinem Dafürhalten geschehen sein muß und damit Sie noch einmal den Weg für Friedensverhandlungen öffnen.

Wenn Sie es für gut halten, so glaube ich noch in irgendeiner Weise zu diesem über alles wichtigen Ende beizutragen zu können. Ich werde alles tun, was in meiner Macht steht, um die unterbrochenen Verhandlungen zwischen den Mächten wieder anzuknüpfen. Ich bin des Glaubens, daß Sie, ebenso sehr wie mich, der Wunsch befehle, daß man alles tun muß, was möglich ist, um den Weltfrieden zu erhalten.“

Der Zar aber antwortete am Tage nach der Kriegserklärung:

„Ich hätte mit Vergnügen Ihren Vorschlag angenommen, wenn nicht der deutsche Botschafter gestern nachmittag meiner Regierung eine Kriegserklärung überreicht hätte.

Seit der Überreichung des österreichischen Ultimatus in Belgrad hat Rußland alle Anstrengungen versucht, um eine friedliche Lösung der durch Österreich aufgeworfenen Fragen herbeizuführen.

Der Zwed Österreichs war, die Serben zu verjagen und aus Serbien einen Basallenstaat zu machen. Wenn Österreich dies gelungen wäre, so hätte es das Gleichgewicht am Balkan gestört, welches ein Lebensinteresse für mein Reich ist.

Jeder Vorschlag meiner Regierung wurde von Deutschland und Österreich zurückgewiesen.

Erst als der günstige Moment, um eine Fression auf Österreich auszuüben, vorüber war, hat sich Deutschland zum Vermittler aufgeworfen. Aber auch dann machte Deutschland keine bestimmten Vorschläge.

Die Kriegserklärung Österreichs gegen Serbien hat mich gezwungen, eine teilweise Mobilisierung anzuordnen, obgleich angeichts der drohenden Situation meine militärischen Berater mich sehr bedrängten, dem Beispiel Deutschlands zu folgen und die ganze Mobilisierung anzuordnen.

Wir mußten uns dazu entschließen, nachdem auch Österreich sich zur ganzen Mobilisierung verstanden hatte, außerdem Belgrad bombardiert und die österreichischen Truppen in Galizien konzentrierte, während Deutschland seine militärischen Vorbereitungen geheim führte.

Daß ich berechtigt war, so zu handeln, beweist die plötzliche Kriegserklärung Deutschlands, die mir vollkommen unerwartet kam, nachdem ich Kaiser Wilhelm



Mobilmachung in Wien: Verladen von Militäreffekten.

die kategorische Versicherung gegeben hatte, daß meine Truppen sich nicht vom Fiede rühren würden, solange als noch Verhandlungen und Vermittlungen fortgeführt würden.

In dieser feierlichen Stunde liegt mir viel daran, Sie noch einmal zu versichern, daß ich alles getan habe, was in meiner Macht lag, um den Krieg zu verhindern. Jetzt, wo man mich dazu gezwungen hat, hege ich das Vertrauen, daß Ihr Land Frankreich und Rußland nicht im Stiche lassen wird. Gott segne Sie und

nehme Sie in seinen Schutz.“

Der Zar antwortet mit offenkundigen Verleumdungen und Entstellungen, wie man sieht, um den Krieg zu rechtfertigen und den König von England zu beschwichtigen. Österreich, das die Serben verjagen wollte, Deutschland, das völlig unerwartet den Krieg erklärte, die beiden Zentralmächte waren schuld am Kriegsbruch! In einer Ansprache an die Mitglieder der Reichsduma und des Reichsrates, die der Zar in Gegenwart des Generalissimus Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch und sämtlicher Minister hielt, sprach er aufrichtiger über die Ziele der russischen Politik. Er sagte:

„In diesen bedeutungsvollen Tagen der Aufregung und Unruhe, welche Rußland durchmacht, entbiete ich euch meinen Gruß.

Das Deutsche Reich und darauf auch Österreich-Ungarn haben Rußland den Krieg erklärt. Der Ausschwung patriotischer Gefühle, der Liebe und Treue für den Thron, der wie ein Sturmwind durch unser ganzes Land ging, ist mir wie auch eine Bürgschaft. Ich hoffe, daß das große Rußland den Krieg, den ihm der Herr schickt, zu einem glücklichen Ende führen wird.

Aus diesem einmütigen Sturm von Liebe und Eifer aller, selbst das Leben zu opfern, schöpfe ich meine Kraft, um der Zukunft mit Ruhe und Festigkeit entgegenzusehen. Wir verteidigen nicht nur die Würde und Ehre unseres Landes, sondern wir kämpfen auch für unsere russischen Brüder, unsere Glaubensgenossen und Blutsverwandte. In diesem Augenblick sehe ich auch mit Freuden, wie sich die Einigung der Slawen mit Rußland stark und unauflöslich vollzieht.

Ich bin überzeugt, daß ihr jeder an seinem Plakze sein werdet, um mir die Prüfung er-

tragen zu helfen, und daß alle, bei mir selbst angefangen, ihre Pflicht zu tun werden. Der Gott des russischen Landes ist groß.“

Die Einigung der Slawen mit Rußland — das war für die russische Politik der eigentliche Grund des Krieges, aber eingestanden durfte das natürlich nicht werden. Der russische Minister des Außern, Sazonow, hielt vor der Reichsbuma eine Rede, die wohl das Höchste an Verlogenheit darstellt, das man sich denken kann. In einem Bericht des „Wolffschen Bureaus“ über diese Rede heißt es:

Nachdem der Minister des Außern Sazonow festgestellt hatte, daß Rußland die letzte Herausforderung (!) angenommen habe, bemerkte er, daß es nach den aufrichtigen Bemühungen Rußlands, den Frieden zu erhalten, den Feinden nicht gelingen werde, die Verantwortung für den gegenwärtigen Weltbrand auf Rußland abzuwälzen. Es sei nicht Rußlands Diplomatie, welche den Frieden Europas bedrohte. Dennoch habe die friedliche Machtstellung Rußlands seine Feinde erbittert (!), ganz besonders Österreich-Ungarn, dieses Österreich-Ungarn, das unablässig Rußlands geschichtliche Stellung am Balkan zu erschüttern suchte. Österreich-Ungarn ist es, das den inneren Krieg der Slawen heraufbeschwor, eine Bewegung, welche — Gott sei Dank — dennoch das Werk der Einigung der Slawen nicht hindern wird.

Man kennt den Vorwand (!) zum gegenwärtigen Kriege. (So spricht ein Minister des Zaren vom Fürstenmord in Sarajevo.) Zerrißen von inneren Wirren (!), beschloß Österreich-Ungarn, aus ihnen herauszukommen, durch einen Schlag, der Rußland erniedrigen, Serbien zum Vasallen machen sollte.

Rußland konnte Serbien den Schutz nicht verweigern. Weder Rußland noch Frankreich oder England konnten das zulassen. Dennoch machten Rußland und seine Verbündeten große Anstrengungen, um den Frieden zu erhalten, und die Feinde Rußlands täuschten sich, wenn sie diese Friedensarbeit für ein Zeichen der Schwäche nahmen. Selbst nach der Herausforderung

(die Provokation kam von russischer Seite!) habe Rußland die Verjude, den Frieden zu retten, nicht aufgegeben, indem es die Bemühungen in dieser Richtung und diejenigen seiner Freunde ehrlich bis zu Ende durchführte.

Als Rußland mit Rücksicht auf die Mobilisierung Österreich-Ungarns eine ähnliche Maßregel getroffen habe, habe der Kaiser mit seinem kaiserlichen Worte Kaiser Wilhelm versichert, daß Rußland keine Gewalt anwenden werde, so lange die Hoffnung besteht, den Konflikt auf freundschaftliche Weise beizulegen. Seine Stimme ist nicht gehört worden, Deutschland hat Rußland den Krieg erklärt. (Sazonow vergißt hier die russische Gesamtmobilisierung, die eine Kriegsdrohung gegen Deutschland war und, wie er wußte, von Deutschland lo aufgefaßt werden mußte.) In der Folge hat Frankreich diesen Krieg begonnen, in Folge der Verletzung von Neutralitätsverträgen, die es selbst unterzeichnet hat.

In dem gegenwärtigen Krieg kämpft Rußland für sein Land und seine Großmachstellung. (Bravo-rufe.) Rußland und seine Verbündeten können nicht zugeben, daß Europa von Deutschland und seinen Verbündeten beherrscht werde.

Welch ein Meer von Lüge und Verdrehung. Es ist wohl nicht nötig, nach weiteren Beweisen dafür zu forschen, daß den beiden Zentralmächten der Krieg von Rußland und England aufgezwungen wurde. Rußland und England wollten den Krieg führen; sie hätten ihn auch geführt, wenn Erzherzog Franz Ferdinand nicht der Kugel eines serbischen Verbrechers zum Opfer gefallen wäre, wenn Österreich-Ungarn nicht die Bestrafung der Schuldigen im Königreich und Garantien für die Zukunft verlangt hätte. Die Verwicklung gegen den Frieden Europas, die in Petersburg, London und Paris angezettelt wurde, ist heute offenkundig; sie war es schon zu Beginn des Krieges, ehe die Kanonen zu sprechen begannen.



Deutsche Volksoffer: Bei der Dresdener Sammelstelle eingelaufene ausländische Orden und Wertgegenstände, welche von den Besitzern mit Rücksicht auf die Ereignisse zu wohltätigen Zwecken gespendet wurden.



## II. Teil.

# Der Krieg.

## Der Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Österreich-Ungarn und Serbien.



Am 28. Juli 1914 hatte Österreich-Ungarn an Serbien den Krieg erklärt. Seit dem 25. Juli war im Königreich Serbien die allgemeine Mobilisierung der Armee im Gange. Einberufen waren alle drei Aufge-

bote und der Landsturm, das heißt, alle Wehrpflichtigen vom 18. bis zum 60. Lebensjahr. Serbien warf der Monarchie den letzten Mann entgegen; der Krieg bis zum äußersten sollte geführt werden. Die Zahl aller Wehrfähigen in Serbien, die im Verlaufe des zweiten Balkankrieges tatsächlich eingezogen waren, darf mit rund einer halben Million Mann angenommen werden. Dazu kamen noch etwa 20.000 bis 30.000 Mann, die aus den neuen Provinzen ausgehoben wurden. Verlässliche Angaben hierüber fehlen.

Ehe wir die Schilderung der Kämpfe selbst beginnen, mag es angebracht sein, über die serbische Armee einiges zu sagen. Von dem gegen Ende des zweiten Balkankrieges erreichten Gesamtverpflegsstand von 500.000 Mann entfielen auf das erste Aufgebot 161.000, auf das zweite 88.000, der Rest bestand aus dem dritten Aufgebot, aus Landsturm- und Ersatztruppen. Das erste und zweite Aufgebot, die eigentliche Operationsarmee, erreichten mithin einen Verpflegsstand von rund 250.000 Mann. Etwa 100.000 Mann der übrigen Aufgebote waren in Formationen zusammengefaßt, denen der Garnisonsdienst in den besetzten Gebieten, der Dienst entlang der Eisenbahn, wie überhaupt im Rücken der Armee und die Verteidigung der festen Plätze überantwortet war. Aus dem dritten Aufgebot wurden zwei Divisionen gebildet, die für die Abwehr eines zwischen der Donau und Nißch befürchteten bulgarischen An-

griffes ausersehen wurden. Aus den in den zwei Balkankriegen getroffenen Maßregeln der serbischen Heeresleitung ging hervor, daß man im Kriege mit Österreich-Ungarn mit einer Verwendung nicht nur der Feldarmee, sondern auch des dritten Aufgebotes und aller Teile des Landsturms in der vordersten Linie rechnete. Die Gesamtstärke dieser zur Durchführung der Operationen bestimmten Truppen kann mit etwa 300.000—350.000 Mann beziffert werden. Weitere 150.000—200.000 Mann, deren militärische Qualitäten weniger hoch einzuschätzen waren, sollten im Rücken der operierenden Armee als Etappentruppen, Festungsbesatzungen, Grenzschutzformationen und Ersatztruppen bereitgestellt werden.

Die Mobilisierung hat sich in ganz Serbien glatt vollzogen. Die Heeresverwaltung wußte seit langem, daß der Krieg bevorstand, und war entsprechend darauf vorbereitet.

Am 29. Juli früh, 1 Uhr 30 Minuten, erfolgte die erste feindselige Handlung von serbischer Seite: die Brücke zwischen Semlin und Belgrad wurde gesprengt.

Österreichische Infanterie und Artillerie beschloß darauf im Verein mit den Donaumonitoren die serbischen Positionen jenseits der Brücke. Nach den ersten amtlichen Meldungen, die über das Gescheh ausgegeben wurden, haben sich die Serben nach kurzem Kampfe zurückgezogen.

Es war ein kurzer, aber heftiger Kampf, der den europäischen Krieg einleitete. In Semlin hatte man sich bereits am 28. Juli auf den Kampf vorbereitet. Am Abend wurden in der Stadt alle Lichter gelöscht; sogar die Wagen mußten ohne Laternen ihren Weg finden. Auch Belgrad lag in vollständigem Duntel. Nur auf dem Kai brannten zwei Reihen Laternen, die

flimmernde Reflexe auf die dunkle Donau warfen.

Längs der Ufer stehen zahlreiche Menschen, die das Eintreffen der Donaumonitore erwarten, deren Erscheinen angeblich das Zeichen zum Beginn des Kampfes geben soll.

Zehn Minuten vor 8 Uhr abends ereignet sich bei der Brücke über die Save, als die österreichisch-ungarischen Vorposten abgelöst werden, ein kleiner Gewehrkampf. Ein österreichisch-ungarischer Aeroplan, der von Neusatz herübergekommen ist, überfliegt die serbischen Stellungen und beleuchtet die feindlichen Positionen. Wie ein leuchtender Riesenvogel zieht er hoch über dem Feind seine Kreise.

Gegen 11 Uhr nachts beginnen die Monitore ihre Scheinwerfer spielen zu lassen. Ein Monitor ist in die Save eingefahren, und liegt ganz nahe am Ufer. Ab und zu kracht ein Schuß.

An der Savebrücke ist plötzlich lebhaftere Bewegung zu bemerken. Feindliche Truppen nähern sich der Eisenbahnbrücke. Sofort eröffnen die österreichischen Flußschiffe und die seitwärts postierten Maschinengewehre ein Schnellfeuer. Sie senden ihre Lagen in eine feindliche Abteilung, die, vom Licht der Scheinwerfer überrascht, günstige Ziele bietet. Für kurze Zeit versuchen die serbischen Truppen sich an der Saemündung festzusetzen und das österreichische Feuer zu erwidern. Aber die feindlichen Maschinengewehre reißen große Lücken in ihre Reihen, so daß sie schließlich ihre Aufstellung verlassen müssen.

Aber es ist den Serben gelungen, die Eisenbahnbrücke empfindlich zu beschädigen. Ein Mitkämpfer erzählt über diese Vorgänge:

Nachts gegen  $\frac{1}{2}$  12 Uhr hörten wir in der Stadt die ersten Schüsse von der Save her schallen. „Bei der Eisenbahnbrücke sind sie zusammengestoßen!“ Wie ein Lauffeuer lief die Nachricht durch die Straßen und Lokale. Alles strömte vor der Kaserne zusammen, aus der nach kurzer Zeit bereits Verstärkungen mit einem Maschinengewehr nach der Brücke abgingen. Auf dem Bahnhof konnte man zunächst nichts sehen, dafür vernahm man haarscharf das Gewehrfeuer, das von Minute zu Minute an Stärke zunahm. Bald mischte sich auch das Rattern des Maschinengewehrs in die Musik. In Belgrad, das bis dahin hell erleuchtet war, erloschen fast im Nu alle Lichter — in Dunkelheit versank die Stadt. Man sah ihre Silhouette am Himmel, sah die finstere Masse des Kalimegdan. Atemlos laufend standen wir auf dem Platze vor dem Bahnhof, auf dem beim ersten Schuß sofort alle Lichter ausgelöscht wurden.

Möglich glitten zwei Schatten die Donau herunter, der Save zu — ein Remorqueur, der

einen Schlepper mit Material führte. Und schon fährt der Lichtschein eines Reflektors vom Kalimegdan auf und die Serben beschließen diese Schiffe sowie das sie begleitende Patrouillenboot. Auch von den Badeanstalten her am Belgrader Ufer zischte es jetzt auf. Der Remorqueur und sein Schlepper traten schleunigst die Rückfahrt an — der kleine tapfere Kerl, das Patrouillenboot aber, blieb mit seinem Schnellfeuergeschütz die Antwort nicht schuldig und signalisierte gleichzeitig Hilfe. Mit Woll dampf fuhren die drei Monitore „Samos“, „Bodrog“ und „Temes“ heran. Raum zu sehen waren sie auf dem dunkeln Strom, aber mit einemmale fuhren die Feuerstrahlen von ihnen auf. Gleichzeitig legten sich auch unsere Abteilungen auf der kleinen und großen Kriegsinfel ins Zeug — ein Feuerkranz zischte um Belgrad auf. Die Drüben hielten sich wacker. Sie hatten keine Kanonen oder wollten sie im Kampfe mit den Schiffsgeschützen nicht aufs Spiel setzen. Jedenfalls war auf der anderen Seite nur Gewehrfeuer zu hören. Wir bekamen auch ein paar Proben zu kosten; ein Geschloß sauste über unsere Köpfe weg dem Stationsvorstand ins Zimmer, ein anderes verirrte sich in das Zimmer der Finanzwache — aber keines von beiden richtete einen Schaden an. Zwei, drei piffen durch das Laub der Bäume am Ufer und fielen auf dem Bahnkörper nieder.

Der Agramer Zug fuhr ein. Die wenigen Passagiere, die anlangten, waren im Nu auswaggoniert, in die Wagen gepackt und abgeschoben. Die Wache auf dem Bahnhof wurde verstärkt, dann versank er wieder in lautlose Stille. Auf Donau und Save aber ging das Konzert weiter. Den Grundton gaben die Geschütze an, deren Krachen mit donnerndem Widerhall am Kalimegdan und an den Topfschiber Hügel abprallte und wieder zu uns zurückrollte. Möglich ein, zwei, drei dumpfe Detonationen — die Serben hatten die Brücke auf ihrer Seite gesprengt. Keine Minute zu früh — denn schon stürmte der hier kommandierende Major Martin Vedretti mit seinen Ungarn vor, um die Feinde von der Brücke zu werfen, da flog die Brücke in die Luft. Nun fuhr der eine der Monitore trotz des wütenden Gewehrfeuers ganz nahe an die serbischen Stellungen heran und schickte Granate um Granate hinein. Die Serben konnten ihr Zerstörungswerk nicht vollenden, sondern mußten, da sie dem eben so kühnen als mächtigen Gegner keine Artillerie entgegensetzen konnten, schleunigst zurück.

Der Versuch der Serben, die Brücke zu sprengen, war, wie schon bemerkt, nur teilweise gelungen.

Man konnte im aufsteigenden Morgen-

nebel sehen, daß nur der Teil zwischen dem serbischen Ufer und dem ersten Pfeiler der Brücke in das Wasser hing, während der Pfeiler selbst unbeschädigt war. Die Brücke konnte somit als für Fußtruppen passierbar angesehen werden.

Unterdessen waren die Monitore „Samos“ und „Bodrog“ in Kampflinie neben der „Temes“ aufgefahren und begannen ein Bombardement. Gleichzeitig eröffnete die Haubitzenbatterie auf der Semliner Seite das Feuer. Der erste Schuß des Monitors „Temes“ hatte das Dach der auf dem Kalimegdan exponiert liegenden Kaserne getroffen, das sofort in Brand geriet. Die nächsten Schüsse der Monitore waren ebenfalls Volltreffer. Man konnte von dem Semliner Ufer an dem aufsteigenden Rauche

zen beginnt. Fast gleichzeitig hört man von der Eisenbahnbrücke her Gewehrfeuer. Das Feuer der Maschinengewehre fällt ein und die Monitore beginnen zu feuern. Auf dem serbischen Ufer sieht man lebhaftere Bewegung. Infanterie, die sich am Saveufer festzusetzen versucht, weicht zurück. Auch das Gewehrfeuer auf der Brücke ist bald beendet. Es tritt wieder Ruhe ein und nur die Scheinwerfer der Monitore, die nahe der „kleinen Kriegsinsel“ aufgefahren sind, beleuchten die Ufer, ebenso wie ein Monitor, der in die Save einfährt. Gegen 10 Uhr abends ist alles in Ruhe und Dunkelheit verfunken.

Kurz vor Mitternacht eröffnen die serbischen Stellungen abermals das Feuer. Die schweren Batterien auf österreichischer Seite antworten und gleichzeitig beginnen die Ge-



Die Ausrüstung der serbischen Armee.

genau feststellen, wo die Geschosse gezündet hatten.

Um 1/25 Uhr morgens war am Mittwoch der erste Kampf vor Belgrad beendet und es trat um diese Stunde wieder Ruhe ein. Tagsüber blieb die Ruhe bis in die ersten Nachmittagsstunden ungestört und das Semliner Ufer war voll Menschen, die die Stätte des nächsten Kampfes besichtigten und mit Ferngläsern das andere Ufer absuchten, auf dem aber nichts zu sehen war.

Gegen 5 Uhr begannen die schweren Batterien auf österreichischer Seite neuerlich zu feuern. Von serbischer Seite antworteten die Artilleriepositionen, die auf dem Schießplatze bei dem Lager von Branjica im Süden der Stadt aufgefahren sein sollen.

Das Artillerieduell dauerte etwa eine halbe Stunde. Die Abenddämmerung bricht schon herein, als ein Aeroplan von österreichischer Seite auftaucht und über Belgrad zu kreuz-

schübe der Monitore zu spielen. Auch an der Savebrücke wird noch gekämpft.

Die Serben versuchen abermals die Brücke ganz zu sprengen, müssen sich jedoch neuerdings unter schweren Verlusten zurückziehen. Bis in die Morgenstunden wird der Versuch erneuert, jedoch ohne Erfolg.

Gegen 1 Uhr morgens vernimmt man in Belgrad eine heftige Detonation. Gleichzeitig bricht ein Brand an der Ostseite der Stadt aus; ein Munitionsdepot soll in die Luft geflogen sein. ...

Einem ausführlichen, authentischen Bericht über die Beschießung Belgrads in den letzten Julitagen, die ja im Grunde nur eine Episode war, entnehmen wir noch das Folgende:

Die Beschießung wurde angeordnet, weil am Dienstagabend von serbischer Seite auf den Schlepddampfer „Joseph“ der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft geschossen wurde. Die Schüsse wurden, als das Schiff sich dem Semliner oberen Kai näherte, von Topkschiber aus abgegeben, trafen die Schiffsbrücke, verletzten je-

doch niemand. Unter der Festung Kalimegdan wurde der Dampf dann von neuem beschossen. Er näherte sich ganz dem Semliner Ufer, die Kugeln folgten ihm jedoch auch hier, als der Monitor „Temes“, der an der Zigeunerinsel stand, ihm zur Hilfe eilte. Er begann die Festung zu beschießen; unmittelbar darauf traten auch die Monitore „Samos“ und „Bodor“ in Tätigkeit. Dies geschah etwa um 1/12 Uhr nachts. Im Hotelgarten des Semliner Hotels spielte noch die Zigeunermusik, die sofort verstummte, als der erste Schuß gehört wurde. Alles eilte an das Donau-Ufer oder zum Bahnhof, um die Beschickung anzusehen.

Die Scheinwerfer der Monitore beleuchteten von Zeit zu Zeit die alten Festungswerke, so daß sie in Tageshelle erkennbar waren. Von beiden Seiten wurde fortwährend geschossen. In Semlin mußten alle Lichter ausgelöscht werden, die Wagen durften die Lampen nicht anzünden, selbst Zigarren durften nicht angezündet werden, um nicht als Zielpunkte für die Belgrader Geschosse zu dienen. Kurz nach 1 Uhr hörte man bei der Saverbrücke einen starken Knall, der selbst die Kanonenschüsse übertönte. Man sah, wie sich eine Feuerfäule in die Luft hob, dann hörte man eiserne Kugeln klirren. „Die Serben haben die Brücke in die Luft gesprengt“, hallt es durch die Stadt. Man sieht, wie aus Semlin Truppen im Laufschritt der Brücke zufließen. Kurz darauf beginnen die in den Versuchungen bei Semlin aufgestellten Kanonen das Feuer. Die Serben erwidern es von Topfshider aus, einige von österreichischer Seite abgegebene Schrapnellschüsse bringen die serbischen Kanonen zum Verstummen. Das Gewehrgeknatter dauert jedoch auch von der serbischen Seite weiter fort. Besonders stark wird aus den Schießscharten der oberhalb des Wassers befindlichen untersten Mauer der Festung geschossen. Man zielt auf die Monitore, doch prallen die Kugeln an den Panzerplatten ab, ohne Schaden anzurichten. Unaufhörlich hört man das Geprell der auf die Eisenplatten aufliegenden Kugeln. Auch hinter dem in Bau befindlichen Eisenbahndamm am Belgrader Ufer, der eine gute Deckung gibt, wird geschossen. Ein Verluh, die nicht vollständig geglückte Sprengung der Eisenbahnbrücke zu wiederholen, wird mit Maschinengewehren zurückgewiesen. Auf österreichisch-ungarischer Seite gibt es nur zwei leichtere Verletzungen, die serbischen Verluste sind unbekannt.

Ummächtig graut der Morgen, aber ein so dichter Pulverdampf liegt auf der Gegend, daß man kaum die Umrisse der Festung erkennen kann. Die Schüsse dauern fort. Aus den Landonschanzen fliegt eine Kugel gegen Kalimegdan. Sie trifft den Pulverturm, ein mächtiger Knall und das Gebäude fällt in taufend Trümmern auseinander. Kurz darauf wird das Eisenbahnzollhaus auf der serbischen Seite, aus welchem geschossen wurde, mit einigen Schrapnellschüssen zerstört. Um 9 Uhr vormittags verstummt endlich das Feuer. Nur auf der Halbinsel Burma, die sich als eine lange schmale Landzunge gegen Belgrad zieht, wird weiter geschossen. Gegen Mittag mißchen sich aber auch die Kanonen der Landonschanzen von neuem ein. Von Burma bringt man auch die ersten Opfer des Krieges herbei. Zwei Tote. Beide sind Ungarn. Wo die Tragbahre vorbeikommt, nehmen die Leute die Hüte ab. Auf der Halbinsel beginnt die Munition auszugehen. Der Weg dahin ist aber sehr gefährlich. Am Ufer gibt es gar keine Deckung, und der Weg ist weit. Ein Korporal erklärt sich bereit, die Munition in einem Boot hinüberzubefördern. Ein Eisenbahnpraktikant springt zu ihm ins Boot und nimmt die Ruder in die Hand. Kaum find sie zweihundert Schritte weit, so geraten sie ins Feuer. Der Korporal wird verfehlt und fällt ins Boot zurück. Der Eisenbahnpraktikant springt in die Donau, befestigt den Strid des Bootes an seinen Leib, zieht so den Kahn bis zur Halbinsel Burma, liefert die Muni-

tion ab und bringt in derselben Weise den verwundeten Korporal zurück.

Nachmittags 4 Uhr beginnt das Kanonentonzert von neuem. Die Stadt Belgrad ist in dichten Pulverdampf gehüllt. Außerdem brennt die Eisfabrik und verbreitet dichten schwarzen Rauch. Gegen 8 Uhr hört man hoch in den Lüften einen Motor knattern. Eine Flugmaschine ist aufgestiegen. Aus der Festung Kalimegdan wird mit Maschinengewehren nach ihr geschossen, sie fliegt jedoch so hoch, als daß die Schüsse sie treffen könnten. Etwa fünf Minuten bleibt der Flieger über Belgrad. Seine Scheinwerfer beleuchten erst die Festung, dann Topfshider und endlich das Lager von Branica. Dann kommt er zurück. Der Kanonentonner dauert bis 3 Uhr nachts und verstummt dann endlich.

Am Donnerstagmorgen sieht man den Schlepptanker „Alkotmann“ der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft gegen die Save fahren. Er hat es übernommen, mit einem an seinem Schnabel aufgespannten Netz die Fiskummen aus dem Weg zu räumen, welche die Serben gelegt hatten. Als das Schiff unter der Festung anlangt, wird es mit Schüssen empfangen. Die Serben benötigen Maschinengewehre und die Schiffsbrücke geht nach wenigen Augenblicken in Trümmer. Der Steuerermann wird getötet, der Kapitän, der an seine Stelle springt, ist nach zwei Minuten auch tot, der zweite Steuerermann erhält zwei Kugeln in den Leib, wendet aber das Schiff um und sucht das Semliner Ufer zu erreichen. Das Schiff ist ganz durchlöchert, als es ankommt. Unmittelbar darauf beginnt der Kanonentonner von neuem und wird bis vormittags 10 Uhr ununterbrochen fortgesetzt.

Es lag nicht in der Absicht der österreichisch-ungarischen Heeresleitung, Belgrad zu nehmen. Die Beschickung der Festungswerke von Belgrad am 29. und 30. Juli 1914 war mehr eine Demonstration, als ein militärisches Ereignis. Auch die weiteren Kämpfe zwischen Semlin und Belgrad waren nicht von größerer Bedeutung, obwohl das österreichische Feuer großen Schaden in der Festung Belgrad anrichtete.

Am 4. August, 9 Uhr vormittags, lief der Monitor „Körös“ von seinem Ankerplatz zu einer Retagnosierungsfahrt aus. Plötzlich eröffneten serbische Geschütze — wie sich alsbald herausstellte, eine moderne Schnellfeuerbatterie — aus den Belgrader Festungswerken eine heftige Kanonade. Schon schlugen einige Volltreffer in den Monitor ein, ohne glücklicherweise der Befähigung Schaden zuzufügen oder die Gefechtsfähigkeit des Schiffes zu vermindern, als die österreichische Landartillerie in den Kampf eintritt und mit mächtiger Wirkung an den jenseitigen Festungswerken die feindliche Artillerie bald zum Schweigen brachte. Der Monitor kehrte hierauf unbelästigt zu seinem gewöhnlichen Aufstellungsplatz zurück.

Um 4 Uhr nachmittags liefen mehrere österreichisch-ungarische Kriegsschiffe, hierunter auch die „Körös“, aus, um die Verluh der Verteidiger, die Schäden an Befestigungen und Deckungen auszubessern, zu vereiteln. Das Feuer der Schiffsgeschütze fand nur schwache

## A. Hartleben's Kleiner Volks-Atlas

24 Hauptkarten  
und 29 Nebenkarten  
auf 41 Kartenseiten.

Ergänzender Text von Hans Mayerhofer.

Zweite, neubearbeitete Auflage. — Groß-Folio-Format. — Gebunden 8 Kronen = Mark 7.20.

## A. Hartleben's Kleiner Hand-Atlas über alle Teile der Erde.

Enthaltend 40 Hauptkarten und 38 Nebenkarten in 60 Kartenseiten.

Ergänzender Text von Hans Mayerhofer.

Zweite, neubearbeitete Auflage. — Groß-Folio-Format. — Gebunden 10 Kronen = 9 Mark.

## Dalmatien Das Land der Sonne, eine Wanderfahrt an der Adria.

Von M. Band.

Mit 142 Illustrationen nach photographischen Aufnahmen u. einer Übersichtskarte.  
8 Bogen. — Groß-Oktav. — In Originalband 8 Kronen = Mark 7.20.

## Athen und Attika. Land, Leute und Denkmäler.

Von Adolf Struck.

Mit 226 Abbildungen, einem Plan von Athen und einer Karte von Attika. — 14 Bogen.  
Groß-Oktav. — In Originalband gebunden 6 Kronen = 5 Mark.

## Kämpfe in China.

Eine Darstellung der Wirren und der Beteiligung von Österreich-Ungarns Seemacht an ihrer Niederwerfung in den Jahren 1900 — 1901.

Von Theodor Ritter von Winterhalder, k. u. k. Linienschiffsleutnant.

Mit 118 Abbildungen, 26 Croquis u. 2 Karten. 38 Bogen.  
Groß-Oktav. — Gebunden 10 Kronen = 9 Mark.

## Die richtige Lebensweise.

Von Med. Dr. F. Schürer v. Waldheim.

Mit 8 Tafeln, 12 Abbildungen enthaltend. 10 Bogen. Groß-Oktav. Gebdn. 4 K 2 h = 3 M. 50 Pf.

Der Verfasser geht auf Grund selbständiger Beobachtungen und Studien durchaus seine eigenen Wege, hier von der Medizin, dort von der Naturheilkunde nehmend, was ihm wertvoll erscheint, und sich nicht scheuend, manche der heute üblichen Lehren der medizinischen Wissenschaft als verhängnisvolle Irrtümer zu bezeichnen. So bezüglich der Bautausscheidungen und der Crodenkoll, welchen der Autor eine ungeheure Bedeutung beimißt.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen aus:

⊗ A. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig ⊗



**EUROPA.**

Maßstab 1:15,000,000.

100 200 300 400 500 600 700 800 900 1000  
Kilometer (1:15 = 1 Äquatorgrad).

- Depressionen (unter dem Meeresspiegel liegende Gebiete).
- Tündern
- Höhen in Metern.

A. Hartleb's Verlag.



Wer die Ereignisse der Gegenwart in ihrem ganzen Umfange verstehen will,  
bestelle das Werk:

# Der europäische Krieg und der Weltkrieg

Historische Darstellung der Kriegsereignisse von 1914—

Mit vielen Illustrationen, Porträts, Karten und Plänen  
Erscheint in etwa 40 Heften, jedes 50 Heller = 40 Pfennig

Wir alle sind Zeugen von Geschehnissen, die an Furchtbarkeiten alles übertreffen, was die Welt je erlebt hat. Was sind die Kriege von einst gegen den Zusammenprall der Millionenheere, der sich jetzt vollzieht! Der dreißigjährige Krieg mit seinen Schrecken und seinem Glend, die napoleonischen Feldzüge, ja selbst der Deutsch-Französische Krieg und der Krieg zwischen Rußland und Japan sind kaum mehr als Episoden, wenn man die Furchtbarkeit der modernen Waffen, wenn man die Zahl der Kämpfer in Betracht zieht, die in diesem europäischen Ringen einander gegenüberstehen.

Gerade in dieser Zeit, die sich noch kaum Rechenschaft über sich selbst geben kann, beginnt das groß angelegte Geschichtswerk „Der europäische Krieg und der Weltkrieg“ zu erscheinen.

Noch glühend von den gewaltigen Eindrücken der letzten Wochen, im Banne des Mitterlebens wird der Verfasser ein Zeitgemälde entwerfen — seine Vorgeschichte ausführlich darstellend —, das den Tatsachen wirklich gerecht wird. Das Erleben der Gegenwart soll den Griffel des Geschichtsschreibers führen; denn nur so kann es möglich werden, ein zuverlässiges und treues Bild der Geschehnisse zu geben.

Hembergers Werk „Der europäische Krieg und der Weltkrieg“ ist keine Kriegskronik aus Zeitungsberichten zusammengestellt, sondern der geschichtliche Aufbau der großen Ereignisse, die sich jetzt vor uns abspielen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen aus:

**H. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig**

---

Vom gleichen Verfasser  
erschienen bereits früher: **Illustrierte Geschichte des  
Balkankrieges 1912—13**

Von **H. Hemberger**

Mit 513 Abbild., 23 Textkarten u. 2 mehrfarb. großen Karten der Balkanländer. 162 Bogen. Quart

Zwei Bände, jeder 15 Kronen = 12 Mark 50 Pfennig

Die hohe Bedeutung des letzten Balkankrieges nicht nur für die Balkanhalbinsel selbst, sondern auch für ganz Europa kommt in diesem Geschichtswerk zum Ausdruck. Hemberger hat darin eine Kraft der Anschaulichkeit, wie sie sonst ähnlichen Werken nicht innewohnt. Schritt für Schritt ist er mit den Ereignissen gegangen, aber trotz ihrer wirbelnden, sich überlagernden Fülle hat er doch keines übersehen, keines vergessen. Mit der Gemessenhaftigkeit des echten Geschichtsschreibers hat er sie geordnet, aneinandergereiht, so daß man die tieferen Ursachen und die logischen und psychologischen Zusammenhänge begreift, die man im Wirbelsturm der Geschehnisse selbst nie recht zu überblicken vermochte.

**H. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig**